HALLE a/S.

Nr. 17 — **Leipzig, den 27. April** — **1890**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch=Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Haltegebühr:
Vierteljährlich 2 Mark

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Welche Christo angehören, die kreuzigen ihr Fleisch samt den Lüsten und Begierden — Zinzendorf und seine Nachwirkung in der Gegenwart: 4. Zinzendorfs Gemeinden — Genf in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts 1—4 — Die Versuchung des Pescara. Novelle von Conrad Ferdinand Meyer — Schwester Dora. Ein englisches Diakonissenleben 8—10 — Gemeinde und Beruf. Zur Klärung der kirchlichen Aufgabe gegenüber den sozialen Nöten — Ein Wort über Dienstboten und Dienstbotenheiraten. Von einer Leserin — Bücher und Schriften: Liebesarbeit des sächsischen Staates; Volkswohlschriften; Wir brauchen Mütter — Verschiednes: „Robert Elsmere“ und „University Hall“ in London; Diakonissenstationen am Libanon — Quittung — Anzeigen

Welche Christo angehören, die kreuzigen ihr Fleisch samt den Lüsten und Begierden

Gal. 5, 24

Mit gutem Bedachte sagt Paulus, daß, die Christo angehören, nicht nur ihr Fleisch kreuzigen, sondern auch dessen Lüste und Begierden. Wir freilich glauben oft, es sei schon genug, wenn nur des Fleisches Lüste nicht vollbracht werden (V. 16), wenn der Mensch sich bezwingt, seine sündlichen Neigungen beherrscht, daß sie nicht zum Ausbruch kommen, nicht in Werke übergehen oder zu Thaten werden. Ja, so meinen wir vielfach, je mehr ein Mensch mit sich selbst zu kämpfen hat, je stärker bei ihm die Begierde lockt, je dringender die Versuchung ist, um so größer sei auch das Verdienst, ihr zu widerstehen. Mag es groß sein, so zu sich selbst Nein sagen zu können, schöner ist es ohne Zweifel, wo dieses innere, sich selbst abgerungene Nein gar nicht mehr nötig ist, weil die Begierden und die Lüste gekreuzigt, getötet, abgethan, nicht bloß unterdrückt sind. So will der Herr die reinen Herzen haben, die nicht zürnen (Matth. 5, 22), die ein Weib auch nicht einmal ansehen, ihrer zu begehren (Matth. 5, 28), die sich nicht gelüsten lassen.

Aber wer ist so rein, wer ist oder wird so frei von Lüsten, in wem ist so die Begierde gekreuzigt? Antwort: Welche Christo angehören. Nur eine große, das ganze Herz und Leben umfassende Leidenschaft vertreibt die geringeren Neigungen und Begierden. Zu einer solchen, alle andern ausschließenden Leidenschaft, daß ich so sage, soll die Liebe werden, in der wir Christo angehören.

Zu der Zeit, als Saul den David verfolgte, hat vielleicht mancher in Israel gedacht: es mag ein schöner Lohn sein, welchen der König auf den häufen wird, der ihm seinen Todfeind überantwortet. Allein so wird dieser Israelit weiter denken: es ist nicht recht, einen Wehrlosen in die Hand des Blutdürstigen zu geben; es ist nicht recht, unschuldig Blut vergießen zu helfen. So sucht er die aufsteigende Begierde zu unterdrücken. Jedoch die alten Gedanken kommen immer wieder, im Geiste streckt er schon die Hand nach dem Lohne aus, er malt sich aus, wie er leben könnte, wie er das Leben genießen würde, wenn er im Besitze jenes Preises wäre. Doch er sagt sich: Verrat ist schimpflich; er ist bemüht, seine Gedanken davon abzuwenden, er sucht seinen Geist mit etwas anderm zu beschäftigen, stürzt sich in Arbeit, daß er nicht zu sich selbst kommt. So geht die Zeit der Versuchung vorüber. Die Begierde lockt wohl noch, aber sie ist unterdrückt; die Lüste des Fleisches sind nicht vollbracht.

Nun aber stellen wir Jonathan daneben. Von ihm sagt die Schrift, er hatte David lieb als sein eigen Herz. Wird der Preis, der auf Davids Kopf gesetzt war, wird die Hoffnung, des Königs Gunst zu gewinnen, in Jonathan auch einen Sturm der Lüste und Begierden erregt haben? Ihn lockt keine Belohnung; er malt sich kein Glück aus, was er etwa ohne seinen Freund oder gar auf dessen Kosten genießen könnte. Ihm kommt nicht einmal der Gedanke des Verrats, und würfe ein andrer diesen Gedanken in seine reine Seele, der bloße Gedanke erfüllte ihn mit einer unerträglichen Scham vor sich selbst. Jonathan braucht sich vor dem Gedanken an den Verrat Davids nicht durch Zerstreuung, nicht durch Arbeit, nicht durch einen Kampf zu schützen. Für ihn ist eine Versuchung nicht vorhanden.

Ein großer Unterschied doch: der eine ist stark und tugendhaft genug, die Begierden zu beherrschen, der andre hat solche Begierden gar nicht. Der eine ist erhaben über das Verbrechen, der andre ist erhaben über die Versuchung.

Die Freundesliebe schützt nicht allein vor dem Verrat, sie schützt das Herz auch gegen alle geheimen Wünsche, gegen alle Lüste und Begierden dazu. Sollte die Liebe, worin der Christ Christo angehört, nicht ebenso viel vermögen? Die fleischlichen Lüste und Begierden sind wie ein starker Gewappneter so lange im Besitz unsers Herzens, bis ein Stärkerer darüber kommt (Luk. 11, 22), bis die Liebe zum Heiland nicht allein das Vollbringen der Lüste des Fleisches, sondern diese selbst verhindert. Dann erst verstehen und erfahren wir: Welche Christo angehören, die kreuzigen ihr Fleisch samt den Lüsten und Begierden.

O F

Zinzendorf und seine Nachwirkung in der Gegenwart

4. Zinzendorfs Gemeinden

Zinzendorf bedarf für sein Amt keiner menschlichen Erlaubnis. Er ist sich also in dessen Ausübung eines göttlichen Rechtes bewußt. Denkt man sich näher in die Eigentümlichkeit dieses Berufsbewußtseins hinein, so findet man bald, daß auch die Kreise, innerhalb deren es sich allein äußern kann, unter denselben Bedingungen stehen müssen. Jede geschichtlich begründete Gemeinschaft erzeugt für ihre „Beamten“ geschichtlich giltiges Recht. Leugnet der Einzelne für sich die bindende Bedeutung einer solchen menschlichen „Erlaubnis“ oder Richtschnur in seinem Handeln, so kann er bei irgend folgerichtigem Denken nur dabei anlangen, entweder sich, den Einzelnen, aus allen Beziehungen zu jeder Gemeinschaft loszulösen, oder diejenige, der er sich unter Aufrechterhaltung seiner göttlichen Ansprüche zur Verfügung stellt, auch ihrerseits wieder in die grelle Beleuchtung einer unmittelbar überirdischen Gotteswirkung zu stellen. Daß das nicht bloß eine erdachte logische Folgerichtigkeit ist, davon weiß die Geschichte zu erzählen. Die alleinseligmachende

Kirche und der unfehlbare Bischof Roms bedingen sich gegenseitig. Im kleinen Kreise und im Rahmen eines kurzen Menschenlebens wird eine solche Erscheinung den Eindruck der Großartigkeit verlieren, aber sie wird darum nicht minder abschreckend wirken und sicher nicht weniger unevangelisch sein. Sehen wir zu, ob Zinzendorfs Beruf und Zinzendorfs Gemeinden in einem solchen innern Verhältnisse zu einander stehen.

Der Graf hat sich sein Leben lang viel über Schmach und Verfolgung zu beklagen gehabt. Bis in die früheste Kindheit im Hause der Großmutter glaubt er diese Erfahrungen zurückverfolgen zu können. Und er berichtet von ihnen mit dem Vollgefühl einer gekränkten Unschuld. Nicht besser ist es dem Schüler in Halle ergangen. Begreiflich genug. Denn für die Gebetszusammenkünfte mit gleichgesinnten Kameraden „auf Böden und an abgelegnen Orten“ wird er sich schwerlich „Erlaubnis“ und Zustimmung seiner Lehrer eingeholt haben. Weiterhin aber empfindet er doch das Bedürfnis einer Rechtfertigung für seine Wirksamkeit. Er knüpft geschichtlich an die ecclesiolae (Kirchlein) Speners an. Aber er stellt die Versammlungen oder „christlichen Gespräche,“ die er in seinem Hause hält und die er nun ganz allgemein auch für jeden andern, der ein gleiches Bedürfnis empfindet, zu verteidigen unternimmt, von vornherein unter einen andern Gesichtspunkt als Spener. Diesem war es darauf angekommen, die Wirksamkeit der kirchlichen Predigt zu verstärken. Seine Konventikel stehen also in Abfolge zur amtlichen Wirksamkeit in der bestehenden, rechtlich geordneten Kirche. Für Zinzendorf aber kommt dieser Gesichtspunkt der in rechtlichen Formen wirkenden Kirche gar nicht in Betracht:

> Es bleibt unfehlbar dem göttlichen und Naturrechte gemäß, daß man mit Gleichgesinnten ohne Zweifel so unverfänglich von der Seelen Seligkeit reden und sich unter einander im Christentum erbauen dürfe, als man mit einander im Hauswesen, im Feldbau, in der Hantirung, im Handel und Wandel zu fragen und zu beraten gewohnt ist.

Der religiöse Aufklärer, der sich hier auf die jüngst entdeckte Instanz des Naturrechts beruft, wird gewiß wenig Neigung verspüren, sich unter die amtliche Kirche, die Hüterin geschichtlich gewordenen Rechtes zu fügen. Er hat sich ja im Naturrecht den Freibrief für die von ihm gewünschte Form christlicher Gemeinschaft ausgestellt. Sehr unschuldig oder, wenn man will, auch sehr wahr ist es freilich, —

> daß sich Gott der auch von ihm herrührenden Art und Weise, das leibliche bonum publicum (Gemeinwohl) durch reziproke und gemeinschaftliche Handreichung zu befördern, auch allerdings in dem Geistlichen bediene.

Wie alles geistige, so bewegt sich auch das religiöse Leben der Menschen immer in der Form der Gemeinschaft. Aber wir Heutigen haben auf andern Gebieten zu traurige Erfahrungen mit dem aufgeklärten Grundsatze des Laissez aller gemacht, um Zinzendorfs naturrechtliche Begründung religiösen Gemeinschaftslebens ohne weiteres gelten zu lassen. Daß hier Gefahren nahe liegen, ist ihm selbst nicht unbekannt. Aber er weist diese Sorge kurz ab. Denn wenn der Christ seine häusliche Arbeit mit Fleiß verrichtet, bleiben ihm ja nur die wenigen Erholungszeiten zu vertraulichen Gesprächen übrig, die andre zum Spiel und Trunk anwenden. Hier räumt der Aufklärer einem andern Manne das Feld:

> So lange noch Assembleen geduldet werden, so lange kann man die christlichen Assembleen in der Christenheit nicht verwehren. So lange man zusammenkommt, um Wein zu trinken mit einander, so lange darf man auch in statu ecclesiae christianae (im Gebiet der christlichen Kirche) zu gleicher Stunde voll Geistes werden.

Zinzendorf will der weltlichen Geselligkeit beim Mahl, die ihre Färbung durch das poculum hilaritatis (den Becher der Lust) erhält, die christliche Geselligkeit entgegensetzen, deren Wesen der heilige Geist bestimmt. Das ist etwas andres, als was Spener wollte. Christliche Erbauung tritt als eine der weltlichen entgegengesetzte Form von Erholung in besondern Kreisen auf. Und es ist ohne weiteres gewiß, daß diese Kreise in diesen Stunden vom heiligen Geiste bestimmt werden. Wird der Gegensatz zwischen geistlich und weltlich vor dem Schluß dieser Erholungsstunden Halt machen, oder wird er sich über das ganze Leben der so Geschiedenen ausdehnen?

Zinzendorf hatte schon in Wittenberg als Student den Plan gefaßt, „alle auch nicht zusammenwohnenden Kinder Gottes zu vereinigen.“ Fast zwanzig Jahre will er sich damit getragen haben. Dann hat er ihn fahren lassen, „weil ich nicht allein kein Durchkommen sehe, sondern im Gegenteil anfange, ein Geheimnis der göttlichen Vorsehung zu merken.“ Der Gedanke ist damit nicht selbst als widersinnig abgewiesen, sondern nur seine Durchführung auf gelegenere Zeit verschoben. Denn übrigens hält Zinzendorf an der Voraussetzung fest, daß es möglich sei, Menschen mit Sicherheit als Kinder Gottes zu erkennen und festzustellen. Seine Bemühungen richten sich fortan nur darauf, Gemeindebildung da zu stande zu bringen, wo Gläubige „leiblich beisammen sind.“ Dieser Gedanke ist ihm entstanden, ehe er mit den mährischen Emigranten in Berührung kam. Gegen die Richtigkeit dieser Rückerinnerung wird nichts einzuwenden sein. Denn zunächst hat der Graf bei diesen Gemeindegründungen die zerfahrnen kirchlichen Verhältnisse Deutschlands im Auge. Während die Aufklärung schon ihre religiös-abkühlenden Wirkungen auszuüben anfing, wogten noch in weiten Kreisen im Gefolge der Religionskriege die Fluten schwärmerischer Erregung. Einzelne und ganze Gemeinden wandten der Kirche, die ihre Bedürfnisse nicht zu befriedigen vermochte, den Rücken. Die waghalsigsten Philosopheme wirkten, wenn sie sich in ein christliches Gewand kleideten, anziehend auf die Gemüter. Neue Propheten, die in der zornigen Sprache des Alten Testaments verweltlichten Magistraten oder den entchristlichten Kirchen den Weltuntergang verkündeten, sammelten Scharen von botmäßigen Anhängern um sich. Der Mann der Aufklärung hat keinen Sinn für „einen dergleichen melancholischen Geist,“ für „diesen Charakter des Eiferns mit Unverstand und die Misanthropie.“ Er steht dieser „unglückseligen Gemütsverfassung“ von Christen fern, „die keine größere Kuriosität blicken lassen, als wenn sie von Krieg, Pestilenz und teurer Zeit etwas vernehmen und in ihre Versammlungen einschleppen können.“ Er will diesem Wesen vielmehr wehren. Und vielleicht gelingt es, Aufklärung und Schwärmerei mit einem Schlage zu treffen. Aber freilich, das Wort allein wird es wohl nicht thun. Luthers ideales Vertrauen auf die allmächtige Wirksamkeit des Evangeliums ist dem vielgeschäftigen Grafen fremd. Allerdings zunächst mit Bezug auf die Verhältnisse Nordamerikas, aber darum für Deutschland nicht minder bezeichnend, faßt eine Synode unter des Grafen Leitung folgende Beschlüsse:

> 5. Braucht der Satan seine Macht in diesem Lande mit Absicht oder aus bloßer Rache? Mit Absicht. 6. Worin seine Absicht besteht? Weil Philadelphia (die wahre Kirche) und Laodicäa (die Scheinkirche, weder kalt noch warm, s. Off. Joh. 3, 15 ff.) zugleich ist, so sucht er die Laodicäer mit einander zu verbinden durch Stolz und Bosheit, damit wenigstens hier seine Schule dem Philadelphia nicht zu Füßen falle. 7. Was man ihm eigentlich entgegenzusetzen habe? 1) Die Predigt des Evangelii. 2) Die kleinen Gemeinen, so viel möglich an allen Orten. 3) Eine Gemeine zum Muster. 4) Die Gemeine Gottes im Geist; alle zugleich an allen Ecken.

Also die Gemeinden sind neben dem Evangelium Mittel zum Kampf gegen den Satan. Vollends die „Mustergemeinde“ macht dieses Verhältnis des Nebeneinander klar. Aber ihre Einrichtung kehrt sich zunächst nicht gegen die bestehenden Kirchen, die der Mann der religiösen Duldung niemals als Babel bezeichnet hat. Vielmehr gerade alle, die sich in Schwärmerei oder Aufklärung von den Kirchen trennen, sollen in diesen Gemeinden Aufnahme finden. Dahin zielen die Namen, die Zinzendorf in großer Fülle für sie verwendet. Sie sollen sein: Asyle, theologisch-philosophische Hospitäler, Lazarette verlegener Gemüter aus fast allen Religionen, Gasthöfe und Herbergen für die Fremdlinge der Erde, Sozietäten zum Dienst und Bedarf der zarten Gewissen, Dörfer des Herrn für alle äußerlich Verfolgten und innerlich Unbefriedigten. „Wenn Herrnhut nicht wäre, sagt man in Stockholm und an allen Orten, wo Separatisten sind, so separirten sich alle Kinder Gottes.“ Faßt man diese Aussagen mit Zinzendorfs religiös-aufklärender Wirksamkeit zusammen, so sind diese Gemeinden offenbar berufen, als geschichtliche Macht sein geredetes und geschriebenes Wort durch die Selbstdarstellung seiner Gedanken zu unterstützen.

Diese Bestimmung der Gemeinden kann man noch verhältnismäßig bescheiden finden. Denn wer will es denn schließlich einem Manne wehren, wenn er seine eigentümlichen Gedanken auch im Leben verwirklicht sehen möchte? Aber die Gemeinden sollen ja nicht Zinzendorfs, sondern Gottes und Christi sein. Der Graf läßt allerdings in seinen Aeußerungen über sie einen auffallenden Wechsel in der Bezeichnung des schöpferischen Subjekts erkennen. „Herrnhut ist mir nach meinem einigen Plan geglückt.“ „Ich will an allen Orten Gemeinen Jesu Christi machen.“ Aber daneben findet sich etwa folgender Satz: „Herrnhut ist eine immediate Gemeine Gottes, kein Mensch kann drin die Oberhand haben.“ Und nach dem, was wir über Zinzendorfs Berufsbewußtsein gehört haben, wird es ja nicht zweifelhaft sein können, daß die letztere Betrachtungsweise bei ihm überwiegen muß. Eine Gemeinde wird „von Gott selbst“ zusammengebracht, sie ist „ein Ding, das der Heiland selbst machen muß, mit Zwei, Drei, mit Dreißig oder Dreihundert. Sie bedarf keiner menschlichen Assistenz und hat sich um keine Protektion zu bemühen.“ Sie ist „eine Gesellschaft, die eine sichtbare Gegenwart des Heilandes, der nur von ihren Augen actu nicht gesehen wird, für die Zeit genießt.“ Gemeinden sind demgemäß „Theokratien,“ sie stehen allein unter Christi Direktion. Christus ist „die geistliche oberste und die weltliche Unterobrigkeit.“

Dieser großartigen Selbsttäuschung, die im Handumdrehen aus der eignen einflußreichen Wirksamkeit Neuschöpfungen Gottes und Christi macht, entspricht weiter aufs genaueste das Urteil über die einzelnen Angehörigen der Gemeinden. Herrnhut ist nicht wie die Ortschaften der Nachbarschaft auf „natürliche Weise,“ sondern „aus religiösen Motiven“ entstanden. Das Existenzrecht daselbst beruht lediglich auf der persönlichen Christlichkeit. Die Einwohner „erkennen keinen derselben für einen Bruder oder eine Schwester, er habe sich denn entweder in dem Bund der Taufe bewahrt oder durch das Wort wiedergebären lassen.“ Man kann den Orten, „wo die Leute auf Befragen, warum sie ihr Handwerk nicht lieber in der Vaterstadt betreiben, keine andre Ursache anzugeben wissen, als die Liebe zum Heiland, den Titel von Leuten des Heilandes nicht versagen.“ Kurzum, eine Gemeinde „vertritt die Religion Jesu, das bloß Religiöse im Christentum.“ Man darf sich aber bei diesen Aussagen nicht durch das abschwächende Urteil eines wohlwollenden Beurteilers täuschen lassen, der wiederholt versichert, es handle sich hier überall nicht um heilige, sondern um glückselige Menschen. Ei ja, wir wissen doch, daß es sich in der Religion durchaus nicht zuerst um Frömmigkeit, sondern um Seligkeit handelt. Religiös-glückselige Menschen sind also in ihrer Art vollkommen. Die Gemeinden sind Gemeinschaften von Vollkommenen. Zinzendorf erklärt ausdrücklich, daß in ihnen nicht „bloß erweckte Leute,“ sondern solche verbunden sind, „aus denen Christus etwas Ganzes machen und durch sie verherrlicht sein will.“ Er rechnet unter die apostolischen Kräfte, von denen er bezeugen kann, daß sie in der lieben Gemeinde da sind, die öffentliche Entdeckung der klügsten Heuchler ohne einige Gelegenheit von außen. Er weiß demgemäß, daß wenigstens innerhalb eines bestimmten Zeitraumes in Herrnhut sich kein Heuchler unentdeckt aufhalten konnte. So vollständig fällt Gemeindezugehörigkeit und Christlichkeit zusammen, daß, „wer sich an solchem Orte von dem Stamme trennt, den Geist Korah hat.“ Wiederum unter die apostolischen Kräfte rechnet Zinzendorf: „Zeichen an Menschen geschehen durch die Gemeine zu ihrer Verderbung.“ Und aktenmäßig nachweisbar sind — es ist schmerzlich zu sagen — eine ganze Reihe eigentlicher Verfluchungen, die Zinzendorf über Personen ausgesprochen hat, die seinen Gemeinden den Rücken kehrten.*) Nach alledem werden wir uns kaum über die abschließenden Ehrenprädikate wundern, die er seinen Gemeinden beilegt. Sie haben die Bedeutung, „eine Zeit lang und in einem gewissen Maße denen Menschen in die Gedanken zu bringen, daß Christus einen geistlichen Leib und irgendwo eine Kirche habe oder doch haben könne und werde.“ Sie sind „das einzige unüberwindliche Argument wider den Unglauben.“ Denn in ihnen wird „die unsichtbare Kirche der Welt sichtbar durch verbundene Glieder.“ Sie sind „Epiphanien (gottgewirkte Erscheinungen) der unsichtbaren Kirche.“

Hiermit ist das Verhältnis schon angedeutet, das sich Zinzendorf zwischen seinen Gemeinden und der allgemeinen christlichen Kirche denkt. Die „eigentliche“ Kirche ist unsichtbar „unter allen Sekten der Christen und vermutlich auch unter den andern.“ Soweit sie aber in die Erscheinung tritt, hat sie zwei Abteilungen, die Form „des Netzes, darinnen man allerhand Gattung fähet“ und die „der Gemeinen, da man die Bösen von sich hinausthut.“ Beide Arten hat Jesus wirklich gehabt, die eine unter dem Volke, die andre unter den Jüngern. Eigentlich aber war der Täufer Johannes mit seiner allgemeinen Volkspredigt der Urheber der ersten Art, während Jesus mit der besondern Seelenführung seiner kleinen Jüngerschar derjenige der andern. „Sie müssen beide sein.“ Das heißt, es muß allgemeine Volkskirchen geben, in ihrer Mitte aber auch Jüngergemeinden. Jene sind aber so gewiß minderwertig, als sie im Grunde sich auf den Täufer zurückführen und nur hinterher eigentlich christliche Einflüsse in sich aufgenommen haben, während diese das volle und abschließende Ergebnis der Lebensarbeit Jesu darstellen. Wieder tritt uns hier das doppelte Christentum entgegen, von dem der Graf weiß:

Wir glauben, daß es unter den Prädestinirten zweierlei Leute giebt, die beide Gefäße im Hause sind, die beide angenommen werden, die beide können selig genannt werden, und doch ganz von unterschiedlicher Gattung sind. Die Leute (der einen Art) werden im Neuen Testamente vom Heilande, der ein admirabel accurater Theologus ist, Gäste genannt, Gäste, die einen Kaftan kriegen, die mit auf die Hochzeit kommen (Ev. Matth. 22, 1 ff.). Aber es müßte einer nicht bei Sinnen sein, der glauben wollte, daß die Gäste und die Braut einerlei wären; und bei der genauen Distinktion, die der Heiland zwischen dem Hochzeitvater und zwischen dem Sohne macht, dem die Hochzeit zu Ehren angestellet ist, nicht einen Unterschied machen wollte zwischen der Braut und denen zur Hochzeit Geladenen, wenn sie auch gleich kommen, wenn sie gleich essen und fröhlich sein.

Zinzendorf giebt weiter das Merkmal an, durch das diese beiden Gattungen göttlich vorher bestimmter Christenleute zu unterscheiden seien:

Ich kann meine Geschwister versichern, daß die Freude, die ein Gast hat, manchmal ja so groß ist, als die Freude, die ein innig wahres Glied der unsterblichen Sie (der Braut) hat. In der Freude, in der Munterkeit, im Affekt kann man den Unterschied nicht setzen; der Unterschied muß in der Zärtlichkeit gesucht werden, in derselben Herzbeweglichkeit, in der Anhänglichkeit, in der wahren Verliebtheit, in dem Wegsehen von allen andern Dingen und kontinuirlichen Hinsehen auf ihn.

Auf dieses unterscheidende Merkmal kommen wir in einem andern Zusammenhange zurück. Hier genügt es, zu bemerken, daß Zinzendorf diese bevorzugten „Glieder der Braut“ zwar nicht ausschließlich in seinen Gemeinden sucht, aber diese doch einer solchen idealen Vollendung fähig hält, daß sie ihrer Bestimmung, lauter Brautglieder zu beherbergen, voll entsprechen:

Freilich ist die wüste Heide noch nicht da, wohin man (als Glied der Braut im Wegsehen von allen Dingen) fliehen kann, weil die Gemeinen, wie sie jetzt noch sind, zwar eine Art von einer Solitude sind, aber doch noch zu viel Umgang mit andern Leuten haben, auch wohl aus eigner Schuld. (Gemeinreden im Jahre 1747, 2, S. 204—209.)

Stammt diese Ausführung gleich aus einer Zeit, in der die Abwege am deutlichsten hervorzutreten anfangen, auf die der Graf geriet, so hängen sie doch so deutlich mit allem zusammen, was wir sonst von ihm gehört haben, daß sie nur die folgerichtige Durchführung seiner Meinung darstellen. Es giebt zweierlei Christen: die einen wesentlich in den großen Volkskirchen, die andern ebenso wesentlich in den vom weltlichen Verkehr abgeschlossenen Gemeinden verbunden. Jene werden nur durch die „Evangeliumsverkündigung in alle Welt“ zusammengehalten, diese außerdem durch besondre Seelenführung

*) Einst wußte der Graf es besser. In einem „Bedenken an die erweckten Seelen in den Dörfern . . . wegen Besuchung erbaulicher Predigten in andern Kirchfahrten“ (1724) schreibt er den Bauern, die zugleich Konventikelleute sind: „Seid langmütig, gütig, freundlich, gegen eure Pfarrer demütig, gegen eure Lästerer gutherzig. Die Gerechtigkeit Gottes rufet nie an über eure Verfolger, wohl aber seine Barmherzigkeit“ (Plitt a. a. O. S. 101).

der Jünger ausgezeichnet. Dieser Unterschied aber setzt sich endlich noch in der Sakramentsverwaltung, die in beiden, in Kirche und Gemeinde, geübt wird, fort:

Wenn wir also aufnehmen (nämlich in eine Gemeine), so nehmen wir als Knechte des Lammes Gottes auf: 1. in die ganze Kirche Jesu Christi, die das Reich Gottes heißt. Diese Aufnahme ist von großer Wichtigkeit; und wer diesen Bund mit dem Lamme bricht, der versündigt sich gewaltig an uns, die wir ihm den Frieden des Lammes, die Gnade des gekreuzigten Heilandes auf sein Herz gelegt haben. (2. noch in besondren Bruderbund.)

Sind es Heiden, die hier durch die Aufnahme in die Gemeinde zugleich Glieder der ganzen Kirche Christi werden? Wenn aber doch getaufte Christenmenschen, wie hat die Ueberschätzung seiner Gemeinden es den Grafen, diesen evangelischen Christen, so völlig vergessen lassen, daß die Gliedschaft am Leibe Christi jenen Gemeindenovizen längst durch die an ihnen vollzogene Taufe eignete! Und fast noch schlimmer ist Folgendes:

Der Heiland deklarirt (Joh. 6, 63), daß es ein Abendmahl geben kann, das nichts Reelles ist. Und das ist die Materie, darüber sich so viele fromme Pfarrer zu Tode geängstigt haben (wegen Zulassung Unwürdiger) und hätten es nicht nötig gehabt. Dieselben Zeremonien sind eine solenne Mahlzeit, ein Religionsfest, das weiter nicht hilft noch schadet, und eher noch was hilft; denn die Leute sind manchesmal (bei ihrer Zeremonie des Abendmahls) mehr bewegt, mehr gerührt, sie sind in einer bessern Präparation als sonst. Aber daß sie Abendmahl halten sollten, daran ist nicht zu denken. Und wenn sie es nur gut anwenden wollten, wenn Unbekehrte das so unaffektirt und ehrlich mitmachten, so wären dergleichen Handlungen (Zeichen, die sie erfunden haben und nicht der Heiland) respektable Handlungen, man ginge nicht allein gerne hinein und sähe zu, sondern man ginge auch gerne aus Liebe mit.

Hier ist nicht von der Teilnahme Einzelner am heiligen Mahle die Rede. Wie der Schlußsatz zeigt, handelt es sich um die kirchliche Abendmahlsfeier im ganzen. Es würde hier zu weit führen, auf die Bedeutung einzugehen, die Zinzendorf der gleichen Handlung in der Gemeinde zuschreibt. Jedenfalls faßt er sie dort als „etwas Reelles" auf. In der Volkskirche ist sie lediglich eine respektable Zeremonie, die weder hilft noch schadet, vielleicht allerhand Bewegung und Rührung hervorruft, aber den eigentlichen Zweck Christi nicht erstrebt, geschweige denn erreicht. Sektirer haben den Kelch, den die Volkskirche spendet, des Teufels Kelch genannt. Zinzendorf ist liebenswürdiger. Aber ist sein Urteil darum minder abschätzig?

Zinzendorf will nirgends die wahre Kirche gegen die falsche aufrichten. Er baut nur Gemeinden von Vollkommenen inmitten der unvollkommenen Volkskirche an. Damit wird das Ergebnis bestätigt oder vielmehr ergänzt, zu dem unser voriger Abschnitt gelangte. Dort standen in einem doppelten Berufschristentum gewöhnliche oder bürgerliche Christen den Jüngern oder Streitern gegenüber. Hier haben sich diese letztern durch den Anhang verstärkt, der sich um sie gesammelt hat. Sie stehen so als eine, vielleicht in verschiednen Abstufungen gegliederte Schar von Einzelnen den großen, geschichtlich gewordenen Volkskirchen gegenüber. Der Graf hat mit den Gedanken des ältern Pietismus gebrochen. Speners pia desideria (fromme Wünsche) haben ihn nur bis 1726 ernstlich beschäftigt. Seitdem hält er eine allgemeine Reformation der Kirche für unmöglich. Aber die Folge ist nun bei ihm nicht eine so verzweifelte Stimmung, wie sie Arnold, Dippel u. a. aus der verlornen, in ein Babel verwandelten Kirche trieb. Als echter Aufklärer vielmehr, dem keine unbedingten Maßstäbe mehr gelten, giebt sich Zinzendorf zu einem Ausgleich zwischen beiden Teilen her. Die Kirche soll ohne Reform als christlich gelten, ja ihren Gliedern soll der Anspruch auf Seligkeit nicht aberkannt werden, wenn sie es nur duldet, daß in ihrer Mitte sich die wahre christliche Reformpartei der Vollkommenen ansiedelt. Eine sorglose Befriedigung mit dem Gegebenen und ein kecker Neuerungstrieb, diese scheinbaren Widersprüche halten sich in der Stimmung der Aufklärung überall die Wage. Auch hier bei Zinzendorf. Aber dieser Aufklärer läßt sich inhaltlich seinen Zettel von den Maßstäben ausfüllen, die sicher aus der Kirche der deutschen Reformation ihren Ursprung nicht herleiten dürfen. Denn was sind Zinzendorfs Gemeinden inmitten der verachteten und doch so vornehm anerkannten Volkskirche andres, als die Klöster im Schoße der katholischen Weltkirche?*) S E

Genf in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts

1

Mancher Leser hat wohl Genf gesehn und dessen herrliche Lage bewundert. Bequem angelehnt an einen langgestreckten Hügel, auf dessen Gipfel die ehrwürdige Peterskirche mit ihren drei Türmen sich erhebt, umschließt die Stadt in ihren untern Quartieren den Hafen und die großartige Hauptbrücke mit einem Kranz imposanter Gebäude, unter denen viele Gasthöfe sich befinden. Im fernen Hintergrunde glänzt mit ewigem Schnee bedeckt die mächtige Kette des Montblanc.

Welchen mächtigen Einfluß die „Stadt Calvins" seit der Reformation auf das religiöse Leben der europäischen Völker ausgeübt, welche hohe Bedeutung der Geburtsort Rousseaus, des Verfassers des Contrat social, für die Entwicklung der politischen Verhältnisse der Neuzeit, vor allem für die französische Revolution von 1789 gehabt hat, ist weit bekannt. Um zu beweisen, wie viele wertvolle Beiträge Genf zur litterarischen und wissenschaftlichen Arbeit des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts geliefert hat, genügt es, Namen wie Charles Bonnet, de Saussure, de Candolle, Frau von Staël und Benjamin Constant anzuführen.

Vielleicht hat es einiges Interesse, etwas Näheres über den gegenwärtigen Stand der Dinge in dieser Stadt, die eine so bedeutende Rolle gespielt hat, zu erfahren. Der jetzige Augenblick ist für derartige Mitteilungen gut geeignet, denn wenn nicht alles trügt, steht Genf eben jetzt an einem wichtigen Wendepunkt. Am zehnten November letztverflossenen Jahres sind nämlich die Radikalen, die neunzehn Jahre lang ihre Herrschaft mit schonungsloser Anmaßung und frecher Ausbeutung der Staatsfinanzen ausgeübt haben, infolge innerer Spaltung geschlagen worden und haben die Regierung an einen liberalkonservativen Staatsrat abgeben müssen. Zunächst handelt es sich freilich nur um einen politischen Umschlag, allein in einem Kleinstaat wie Genf, wo alle Verhältnisse so innig mit einander verflochten sind und alle Interessen sofort in Personen und Parteien sich verkörpern, ist zu erwarten, daß diese glückliche Veränderung der politischen Sachlage auch für alle andern Beziehungen des sozialen und religiösen Lebens wichtige, wohlthuende Folgen haben werde.

2

In religiöser Hinsicht zerfällt die Geschichte Genfs während der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts in zwei Perioden, die einen sehr verschiedenen Charakter tragen: in die Periode von 1847—1870 und in die von 1870 bis heute.

Als am 31. Dezember 1813 die Republik Genf, die fünfzehn Jahre lang Frankreich einverleibt gewesen war, beim Vorrücken der verbündeten Heere sich wieder unabhängig gemacht hatte, wurde zunächst das Alte wiederhergestellt. Einige aristokratische Familien beherrschten durch den kleinen Rat den Staat, die damals ganz rationalistisch gesinnte Compagnie des pasteurs die Kirche. Die Revolution von 1846 unter James Fazy hatte die gänzliche Vernichtung aller politischen und kirchlichen Vorrechte zur Folge und unternahm einen völligen Neubau auf demokratischer Grundlage mittelst des allgemeinen Stimmrechts in Staat und Kirche. Nach dem Wortlaute der Konstitution von 1847 waren „alle Genfer Bürger als solche Mitglieder der Nationalkirche, wenn sie nur die organischen Formen dieser Kirche annahmen." Die Leitung der Kirche sollte „ausschließlich einem aus fünfundzwanzig Laien und sechs Geistlichen zusammen-

*) Eine ganz auffallende Parallele zu dem Verhältnis zwischen Spener-Francke und Zinzendorf bietet die alte Kirche. Auf die vergeblichen, allgemeinen Reformversuche der Montanisten, Novatianer u. a. folgte die Entstehung des Mönchtums. In beiden Fällen aber liegt zwischen der frühern und spätern Bewegung die halbe Anerkennung der drohenden Verweltlichung der Kirche.

gesetzten, von allen protestantischen Bürgern Genfs gewählten Konsistorium" zugehören.

Im übrigen beschäftigten sich die Radikalen im ersten Siegesrausche nur mit den politischen und finanziellen Veränderungen, die sie sich vorgesetzt hatten, und überließen mit gleichgiltiger Verachtung die Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse denen, die sich noch um Religion und Kirche kümmerten. Diesen Umstand benützten die Evangelischen, um im allgemeinen Schiffbruch wenigstens das religiöse Erbe ihrer Väter zu retten und durch Neubelebung des christlich-protestantischen Geistes unter ihren Mitbürgern dem heillosen Treiben eines James Fazy, der durch Einrichtung von Spielhäusern und andern unsittlichen Anstalten Genf moralisch herunterzubringen suchte, und den begehrlichen Plänen des mit Fazy verbündeten Katholizismus einen festen Damm entgegenzustellen. Das erste Konsistorium, das aus der Wahlurne hervorging, war der Mehrzahl nach evangelisch gesinnt. Es begann seine Arbeit damit, der Genfer Nationalkirche, außer der bloß politisch-nationalen Bedingung, die die neue Konstitution namhaft machte, eine religiöse Basis zu geben, indem es ein Règlement organique der Kirche aufstellte, in dem „die göttlich inspirirte Schrift Alten und Neuen Testaments für die einzige, unfehlbare und völlig genügende Norm christlichen Glaubens und Lebens" erklärt wurde, und eine in evangelischem Sinn abgefaßte Liturgie einführte.

Geistliche und Laien wetteiferten nun mit einander im im Dienste der guten Sache, die Pastoren durch eifrige Seelsorge und sorgfältigen Religionsunterricht für die Jugend, die Laien durch treue, hingebende Armenpflege. Professor Diodati, ein tiefer, christlicher Denker, erzog ein neues Geschlecht von evangelischen Pastoren, und mehrere seiner Schüler, vornehmlich Coulin und der auch als Dichter bekannte Tournier, zeichneten sich als beredte Kanzelredner aus. Wenn einer dieser beiden Redner in der großen Peterskirche predigte, mußte man schon eine halbe Stunde oder noch früher vor dem Anfange des Gottesdienstes sich einfinden, um einen ordentlichen Platz zu bekommen. Der Kirchenbesuch war überall, wo evangelische Prediger auftraten, höchst erfreulich, die rationalistischen Prediger, mit Ausnahme des beredten Pfarrers Cougnard, sprachen vor leeren Bänken. Dazu kamen die Vorträge des bedeutenden Moralphilosophen Ernest Naville, der vom „Ewigen Leben," vom „Himmlischen Vater," vom „Problem des Bösen" in dem neugebauten großen Reformationssaale vor zwei bis drei Tausend Zuhörern seine aus den Tiefen christlicher Wahrheit geschöpften Gedanken vortrug. Als einige Zeichen des großen Aufschwungs religiösen Lebens in jenen Jahren führe ich an die Einrichtung zahlreicher Sonntagsschulen nach amerikanischem Muster mit Monitoren, die Gründung der „Gesellschaft für protestantische Interessen" zur Abwehr katholischer Umtriebe (1853), die Stiftung der Gesellschaft für Sonntagsheiligung (1861), die unter Alexander Lombard weithin segensreich gewirkt hat, die des Vereins des „Roten Kreuzes für Kriegsverwundete" (1864), die neue Bibelübersetzung von Professor Segond (1865), entschieden die beste in französischer Sprache.

Natürlich erfüllten diese segensreichen Erfolge der orthodoxen Partei die Rationalisten und vor allem die dieser Richtung angehörigen Pastoren, die ihre frühere Alleinherrschaft immer mehr beschränkt und untergraben sahen, mit heißer Eifersucht. Der erste Vorbote des drohenden Kampfes war ein offner Angriff des Professors Buisson in Neuchâtel gegen das Alte Testament, das er für unmoralisch und für unpassend zum Gebrauch im Jugendunterricht erklärte. Alsbald entbrannte der Streit in allen Städten der romanischen Schweiz. In Genf wurde im großen Reformationssaal eine öffentliche Disputation veranstaltet, bei welcher Professor Buisson gegen und Pfarrer Barde für das Alte Testament sprach. Jeder der beiden Redner wurde von seiner Partei aufs leidenschaftlichste beklatscht; die Wogen gingen so hoch, daß man für einen Augenblick fürchten konnte, es möchte zum Handgemenge kommen.

3

Doch dieser Streit unter Protestanten wurde vorerst noch auf einige Jahre durch den Ausbruch des heftigen Kulturkampfes gegen Rom in den Hintergrund gedrängt. Seit der Einverleibung mehrerer katholischer, von Savoyen und Frankreich abgetrennter Dörfer in den Kanton Genf (1815) waren die Katholiken ein wichtiger Faktor im Leben Genfs geworden. Heute machen sie mehr als die Hälfte der Einwohner, aber nur ein Drittel der Bürger aus. Im Winter 1869/70 war durch eine Reihe polemischer Vorträge, die Bungener, Merle d'Aubigné und andre gegen das vatikanische Konzil und die Unfehlbarkeit des Papstes gehalten hatten, das protestantische Bewußtsein der Genfer wieder lebendiger wachgerufen worden; es steigerte sich nun aber bis zur höchsten Aufreizung, als man einige Monate darauf den geheimen Umtrieben des Abtes Mermillod auf die Spur kam, der die Wiederaufrichtung des Bistums Genf zu seinen Gunsten anstrebte und, als Vorbereitung hierzu, von Pius IX. die Lostrennung der Genfer Diözese vom Freiburger Bistum und seine Ernennung zum „apostolischen Generalvikar von Genf" erlangt hatte. Derselbe Mermillod hatte 1870 bei der Nachricht vom Ausbruch des deutsch-französischen Krieges triumphirend ausgerufen: „In drei Monaten werde ich in der hiesigen Peterskirche Hochamt halten." Er hatte nämlich auf den Sieg der Franzosen, die Annexion Genfs und die sofortige Einführung des Katholizismus als Staatsreligion gehofft.

Mermillods Pläne erfüllten alle Genfer mit tiefem Unwillen. Die Radikalen beuteten die allzugroße Nachgiebigkeit der damaligen liberal-konservativen Regierung aus und rissen unter Carterets Führung in den Staatsratswahlen (November 1870) das Ruder an sich. Nun nahm alles schnell eine ganz andre Wendung. Mermillod, der auf seinem der Schweizer Landesverfassung zuwiderlaufenden Vorhaben bestand, wurde auf Befehl des Bundesrates über die Grenze geschafft (Februar 1873). Pater Hyacinthe Loyson, aus Paris herbeigerufen, gab durch eine Reihe glänzender Reden gegen das Konzil und den Papst Anstoß zur Bildung einer „liberal-katholischen Kirche" Genfs. Der Großrat (aus mehr als zwei Dritteln Protestanten bestehend) stellte für diese neue Kirche eine Verfassung auf, deren Hauptzüge Lossagung von Rom, Wahl der Pfarrer und des leitenden Oberkirchenrats durch die Gemeinden und Festsetzung eines jährlichen Staatsbeitrages waren. Im Jahre 1876 schloß sich diese Kirche an die unter dem Bischof Herzog organisirte christlich-katholische Kirche der Schweiz an. Carteret ging schonungslos gegen die Römisch-Katholischen vor, er nahm ihnen alle Kirchen, selbst die, welche die Ultramontanen mit den Hilfsgeldern ihrer ausländischen Parteigenossen erbaut hatten, wie die Notre-Dame- und Sankt-Joseph-Kirche. Die Korporation der Soeurs de Charité wurde für aufgehoben erklärt, all ihr bewegliches und unbewegliches Eigentum eingezogen und mit der Staatsdomaine vereinigt. Durch einen besonderen Gesetzesartikel wurde „allen im Kanton Wohnenden das Tragen eines geistlichen Kostüms oder irgend einer religiösen Ordenstracht auf der öffentlichen Straße bei Strafe verboten." Es wurde streng auf die langen, schwarzen Priesterröcke gefahndet. Selbst ein protestantischer (wohl gemerkt, evangelisch gesinnter) Dorfpfarrer der Genfer Nationalkirche wurde eines Sonntags morgens auf der Straße vom Polizeidiener angehalten und zur Bestrafung angezeigt, weil er in dem der Kirche gegenüberliegenden Pfarrhause seinen Predigttalar angelegt hatte und mit diesem in das Gotteshaus hinüberzugehen im Begriffe stand.

Bald zeigte es sich, daß es sich in dieser ganzen Angelegenheit nicht um eine religiöse, sondern um eine rein politische, antiklerikale Bewegung handelte. Die für die liberal-katholische Nationalkirche in Beschlag genommenen Kirchen leerten sich schnell, während die Gottesdienste der Römisch-Katholischen, besonders auf dem Lande, sich immer mehr füllten. Loyson zog sich bald unzufrieden zurück, mit ihm noch einige andre der neuberufenen Pfarrer; wieder andre mußten als unfähig oder unwürdig fortgeschickt werden. Heutzutage ist die liberal-katholische Kirche Genfs ein Schattenwesen, das nur im Staatsbudget reell existirt. Eine der ersten Maßregeln des neuen Staatsrats wird sein, diese offizielle Fiktion der eignen Nichtigkeit anheimfallen zu lassen.

4

Die ersten Erfolge, die sie gegen Rom erlangt hatten, trieben die Radikalen an, alsbald auch gegen die protestantische Nationalkirche loszuschlagen. Die rationalistischen Pfarrer klagten die Compagnie des pasteurs an, daß sie nur noch orthodoxe Kandidaten ordiniren wolle. Plötzlich wurde im März 1874 ein neues, den ganzen Bestand der Kirche umänderndes Gesetz beim Großrat eingebracht, im Sturmschritt dreimal durchberaten und definitiv angenommen.

Wir haben heute die Majorität, rief der Führer der Rationalisten, Professor Cougnard aus, daher dieses Gesetz. Einer meiner Söhne hat die Theologie zu studiren angefangen und schon meine Prinzipien angenommen; er hätte von der Compagnie des pasteurs zurückgewiesen werden können. War da nicht eine Aenderung nötig? (!)

Nach dem neuen Gesetz sollten nicht bloß alle Genfer Bürger, sondern auch alle in Genf wohnenden Schweizer Bürger, wenn sie die Formen der Nationalkirche annahmen, wahlberechtigte Mitglieder derselben sein. Man rechnete hierbei besonders auf die deutschen Schweizer, die der Mehrzahl nach anti-evangelisch*) sind. Die Compagnie des pasteurs, die nach der Konstitution von 1847 die Ueberwachung des religiösen und theologischen Unterrichts, die Zulassung und die Ordination der Pfarramtskandidaten und die Ernennung der Professoren der Theologie hatte, wurde aller dieser Vorrechte beraubt und zu einer Art Privatverein herabgesetzt. Das Konsistorium sollte nur noch die Verwaltung der äußern Verhältnisse der Kirche (Zahl und Form der Gottesdienste u. s. w.) ohne allen Einfluß auf die Lehre und das Leben der Kirche haben, auch höchstens Warnungen, aber keine Strafen gegen die Pastoren aussprechen dürfen. Die offizielle Ordination wurde aufgehoben. Eine fakultative Ordination hat das Konsistorium (nicht mehr die Compagnie des pasteurs) durch einen Beschluß vom August 1884 geregelt. Jeder Kandidat, der die nötigen wissenschaftlichen Zeugnisse der Genfer theologischen Fakultät oder gleichwertige Titel aufweisen könne, glaube er, was er wolle, sollte zum Pfarramt wählbar sein. Der Hauptartikel aber war, daß jedem Pastor absolute Freiheit in Predigt und Liturgie zugesprochen wurde („chaque pasteur enseigne et prêche librement sous sa propre responsabilité; cette liberté ne peut être restrente, ni pair des confessions de foi, ni par des formulaires liturgiques").

Dies ist der Rechtsbestand der Genfer Nationalkirche noch bis auf den heutigen Tag. Es ist klar, daß durch dieses Gesetz alle Einheit des Glaubens und Gottesdienstes, und eben damit die Kirche in ihrem eigentlichen Wesen aufgehoben ist. Die Genfer Nationalkirche ist ein offner Sprechsaal, wo Ja und Nein, eitle Menschenweisheit und Gottes Offenbarungswahrheit mit gleichem Anspruche sich geltend machen dürfen. Ein jeder Pfarrer ist da ein kleiner Papst auf seiner Kanzel und übt eine unbeschränkte geistige Herrschaft inmitten der Gemeinde aus, deren Diener er sein sollte.

Gegen dieses umstürzende Gesetz protestirten voll Unwillen die sämtlichen evangelischen Pastoren in einer öffentlichen Erklärung und die Laien in einer imposanten Versammlung, in der Männer wie Adrien Naville und andre erklärten, in der Nationalkirche zu bleiben, nur um in ihr die Wiederaufrichtung der wahren Kirche Christi anzubahnen. Das neue Kirchengesetz wurde bei der Volksabstimmung mit 4370 Stimmen (darunter Katholiken und deutsche Schweizer) gegen 3550 Stimmen angenommen. Die evangelische Partei sammelte sich um die kurz zuvor (1871) gegründete Union nationale évangélique, die nun überall die Wirksamkeit der rationalistischen Pastoren durch Einrichtung von evangelischen Gottesdiensten und Religionsstunden zu bekämpfen suchte. Die Orthodoxen hatten verlangt, daß die Stadt Genf in einzelne Parochien zerteilt werde, damit in jedem Stadtviertel die Mehrheit einen ihrer Glaubensüberzeugung entsprechenden Pastor habe, was natürlich für die Seelsorge von höchster Bedeutung wäre. Die Radikalen dagegen bestanden darauf, daß die ganze Stadt eine Gemeinde bilde und jeder der

*) Der Verfasser braucht „evangelisch" wie sonst „gläubig" und „orthodox" im Gegensatz zur radikalen, reformerischen Richtung. D H

fünfzehn Stadtgeistlichen von der ganzen Stadt gewählt werde, indem sie offen eingestanden, daß sie der evangelischen Mehrheit der Landpfarrer eine Majorität ihrer Richtung in den Stadtgeistlichen entgegenstellen wollten.

Mehrere Jahre lang hallten nun die Kirchen beständig von den wechselseitigen Anklagen wieder. Voll Ueberdrusses über diese Anarchie schlossen sich viele der besten Mitglieder der Nationalkirche an die freie Kirche an, einige traten sogar zum Katholizismus über (so Théodore de la Rive, zwei Glieder der Familie de Saussure). Diese bedenklichen Folgen, sowie die Ermüdung, die bei den gleichgiltigen Volksmassen immer mehr um sich griff und unter anderm das Aufhören des Organs der Rationalisten (L'Alliance libérale) aus Mangel an Bestellern herbeiführte, bewogen beide Parteien, unter gegenseitiger Anerkennung ihrer Gleichberechtigung im Schoße der Nationalkirche einen stillschweigenden Waffenstillstand zu schließen und sich über die Wahl eines zu gleichen Teilen aus Orthodoxen und Rationalisten zusammengesetzten Konsistoriums zu verständigen.

Unter diesen Verhältnissen feierte man im August 1885 gemeinsam das dreihundertfünfzigjährige Jubiläum der Reformation. Der Notwendigkeit, Polemik zu treiben, überhoben, suchte die evangelische Nationalunion fortan in positiv erbaulicher und lehrhafter Weise am Reiche Gottes weiter zu arbeiten. Die bessern Elemente der Genfer Bürger schlugen sich immer mehr auf ihre Seite, und selbst unter den Stadtgeistlichen haben jetzt die Evangelischen entschieden die Majorität. E—i

---

Die Versuchung des Pescara

Novelle von Conrad Ferdinand Meyer

Worin besteht die Aufgabe des sogenannten historischen Romans oder der historischen Novelle? Weder darin, daß der geschichtliche Stoff popularisirt und bequemer, als in dicken Geschichtswerken, zugänglich gemacht werde, noch auch darin, daß für irgend welche Wahrheit oder irgend welches psychologische Problem das Gewand aus einem interessanten Abschnitte der Vergangenheit herbeigeholt werde. Das Erste würde die selbständige Würde der Dichtung beeinträchtigen, durch das Zweite würde nur zu leicht der Geschichte Gewalt angethan werden. Vielmehr das ist die Kunst des „historischen Dichters," ein Moment in der Geschichte zu erfassen, worin ein Vorgang von allgemeinem geschichtlichen und psychologischen Interesse sich abspielt, mit innerer Freiheit, aber gewissenhafter Treue gegenüber den Quellen die Persönlichkeiten zu schildern; wo es der Zweck der Dichtung fordert, lieber in einzelnen Thatsachen, als in der Darstellung des geistigen Gesamtbildes frei zu erfinden oder auch von der buchstäblichen Wahrheit abzugehen. So wird er auch den fesseln, dem die Geschichte fremd ist, und für den Geschichtskenner, den er in die innere Werkstatt der Zeit führt, wird er ein willkommener Dolmetsch des äußern Geschehens, ein vates im Sinne der Alten, ein rückwärtsschauender Prophet.

Wir wüßten keinen in der Gegenwart, der das besser verstünde, wie Conrad Ferdinand Meyer, der in seinem „Heiligen" die mächtige Gestalt Thomas Beckets, in seinem „Georg Jennatsch" die konfessionellen Kämpfe Graubündens im siebzehnten Jahrhundert schildert und zuletzt in seiner „Versuchung des Pescara" wieder ein Beispiel dieser Kunst gegeben hat. Von besonderm Interesse ist es, daß die hier behandelten Vorgänge auch durch Leopold von Ranke (Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, Band 2, S. 227 ff. der vierten Auflage) ausführlich und mit voller Würdigung ihrer inneren Bedeutung beschrieben werden und so ein lehrreicher Vergleich zwischen Dichter und Geschichtschreiber möglich wird.

Lassen wir den Erstern erzählen. Pescara, der große Feldherr Karls V. und Gatte der Vittoria Colonna, der edelsten Frau Italiens, in Neapel geboren, aber aus altem spanischen Geschlecht, der mit spanischer Ritterlichkeit unter den sittlich verkommenen Italienern, mit italienischer Bildung und Vorurteilslosigkeit unter den bigotten Spaniern steht, hat bei Pavia am 24. Februar 1525 die Franzosen, deren König Franz in der Schlacht gefangen genommen wurde, völlig geschlagen; aber eben weil er den Spaniern

und auch Karl V. nicht ganz sympathisch war, hatte er nicht die verdiente Anerkennung gefunden. Davon nehmen die italienischen Patrioten, die im Begriff stehen, sich zur antispanischen Liga zu vereinigen, der päpstliche Abgeordnete Guicciardini, der Venetianer Lelio Nasi, besonders aber Morone, der Kanzler Franz Sforzas von Mailand, Anlaß, Pescara zum Abfall vom Kaiser zu bewegen, ihn zum Feldherrn der Liga zu machen. Pietro Aretino, der gewandte Journalist jener Zeit, muß in Italien Stimmung dafür machen. Papst Clemens VII. weiß Vittoria Colonna als Italienerin, wie als Katholikin und hochstrebende Frau durch das Versprechen der Krone von Neapel für ihren Gatten zu begeistern. Der Kanzler Morone wagt es, selbst zu Pescara zu gehen, während dieser seinem Herzoge schon das Ultimatum für seine Unterwerfung unter den Kaiser gestellt hat, und ihm die Führung der Liga anzutragen.

Pescara geht scheinbar auf den Antrag ein, aber hat dafür gesorgt, daß der Connetable Karl von Bourbon und sein Neffe Don Juan del Guasto hinter der Tapete verborgen zuhören, läßt den Kanzler festhalten und berichtet nach Madrid. Nicht einen Augenblick hat er geschwankt, während selbst der Connetable sich von dem glänzendsten Zukunftsbilde blenden läßt; denn er hält das sittenlose Italien nicht für würdig und reif, frei oder einig zu werden. Zugleich aber fühlt er, daß seine eigne Stellung unhaltbar geworden ist. Wie will er dem doppelten Haß der Italiener und dem unaustilgbaren Argwohn der Spanier gegenüber bestehen? Eine Gewißheit erhebt ihn über beides: von der Schlacht bei Pavia her trägt er eine Todeswunde in sich, der er bald unterliegen wird, ein Geheimnis, das er erst nur mit seinem Arzte teilt, das er dann schrittweise sein Weib, seine Freunde, seine Gegner erfahren läßt. Mit dem siegreichen Heere von Pavia stürmt er Mailand, dort bricht er bereits im November 1525 zusammen, mit drei Wünschen, die er noch mit zitternder Hand dem Kaiser aufschreibt und die dessen Bevollmächtigter Moncada ihm zusagt: Majestät beschütze Sforza, begnadige Morone, gebe dem Connetable den Oberbefehl. Das bedeutet die Politik der Versöhnung und Milderung der spanischen Gewaltherrschaft über Italien.

Dieser Rahmen schließt meisterhafte Szenen im einzelnen in sich, wie gleich zu Anfang die Unterredung der italienischen Politiker, in der man ihre Deutschland und Italien, Luther und den Papst umfassende Staatskunst und die Liebe zu Italien bewundern, vor ihren Machiavellistischen Grundsätzen erschrecken lernt, die Feinheit, womit der Mediceer Clemens VII., halb Fürst, halb Papst, die edle Vittoria Colonna bezaubert, die liebevolle Entschiedenheit, mit der Pescara seine Gattin trotz ihrem Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten des Vaterlandes von der Politik fern hält. Vor allem aber ist der Charakter des Helden selbst vortrefflich geschildert und seine Handlungsweise, deren Entwicklung der Leser mit Spannung verfolgt, trefflich durch seinen Charakter begründet, ein Kommentar zu den Worten Rankes: Er war in Italien geboren, aber er hatte die Seele eines Spaniers. Bis ins einzelne treffen bei dem Dichter und dem Geschichtschreiber die Motive zusammen: die altspanische Treue nach Art des Cid Campeador, die Verachtung des italienischen Charakters. Ob die Verwundung bei Pavia, wie Meyer annimmt, wirklich die Ursache des frühen Todes ist, vermag ich nicht zu bestimmen. In zwei Punkten finde ich außerdem einen Unterschied zwischen ihm und Ranke. Ich weiß nicht, ob Ranke Recht hat, wenn er bei der Unterredung den spanischen Feldherrn Leiva, oder C. F. Meyer, wenn er Karl von Bourbon hinter der Tapete lauschen läßt. Dramatisch wirksamer ist das letztere. Geschichtlich nicht richtig ist es, wenn bei dem Dichter Pescara im eroberten Mailand nach Gefangennahme des Herzogs stirbt, denn das von Franz Sforza verteidigte Kastell von Mailand hat sich bis Juni 1526 gehalten. Aber wenn irgendwo, war es hier dichterisch erlaubt, die Erfolge des Sieges vorweg zu nehmen. Denn die Treue, die Pescara dem Kaiser in jener Versuchung gehalten hat, hat diesen nicht nur nach Mailand geführt, sie hat seinen Fahnen unter Karl Bourbons Führung den Zug nach Rom ermöglicht, sie ist die Ursache geworden, daß Italien noch lange der Spielball der Nationen, die Domäne der spanischen Herrschaft blieb. Und wir müssen dem Feldherrn Recht geben, dem das führerlose, in seinen Führern charakterlose Volk noch nicht reif zur Freiheit und Einheit schien. Italien mußte noch eine schwere Schule durchmachen, um zu erreichen, was damals schon seine größten Geister ersehnten. Von diesem Gesichtspunkte aus reicht die Bedeutung der hier geschilderten Vorgänge bis in die Gegenwart hinein.

B H

Schwester Dora

Ein englisches Diakonissenleben

8

Im Herbst desselben Jahres wurde eine sogenannte Gebets- oder Missionswoche in Walsall gefeiert. Obwohl eine ergebene Anhängerin der anglikanischen Kirche, war Schwester Dora nicht ohne Hinneigung zu einer gewissen sensationellen Auffassung des Christentums. Sie war ergriffen von dem Auftreten von Moody und Sanky und führte ihre Gesänge bei ihren Kranken ein. Dem methodistischen Zuge zu Erweckungen kam ihr fester Glaube an übernatürliche Einwirkungen, wie Ahnungen und wunderbare Heilungen als Folge von Gebetserhörungen, halbwegs entgegen. Sie betete bei jeder Operation, der sie beiwohnte, und nachts sah ihre Dienerin sie oft stundenlang neben den Kranken auf den Knieen liegen. Dieser Zug erklärt sich leicht aus dem Bedürfnis eines schwunghaften Gegengewichts zu der Eintönigkeit ihres äußern Daseins.

So war ihr Interesse ganz besonders durch diese gemeinsame Gebetswoche erregt. Sie wohnte den Versammlungen bei, so oft sie konnte, und forderte unterwegs jeden ihr Begegnenden auf, sich ihr anzuschließen, sodaß sie oft in Begleitung von dreißig bis vierzig Personen, zum Teil zerlumpten Frauen, abends die Kirche betrat. Aber damit nicht genug, richtete sie ihr Augenmerk auch auf die Droschkenkutscher, für die sie ein besonders warmes Herz hatte. Sie veranstaltete eine Bibelstunde für sie im Hospital und hatte die Freude, daß bis auf einen alle kamen.

Ihre Volksbeliebtheit war derart gestiegen, daß sie es wagen konnte, ohne die ihr angebotene Polizeibegleitung, „die alles verderben würde,“ in die verrufensten Straßen und Häuser zu gehen und die verkommensten Dirnen zu veranlassen, mit ihr niederzuknien und zu beten. Ja sie folgten ihr zu einem nächtlichen Gottesdienste, den zwei Geistliche in einem anliegenden Lokal improvisirten.

Auf diesem Gebiete erreichte sie zwar dauernd nicht viel, aber ihre Stellung und ihr Einfluß auf andre wuchs dadurch ins Nochnichtdagewesene. Ihr that niemand etwas zu leide. Einmal im Vorübergehen nachts in eine verrufene Schenke geholt, um einen bei einer Prügelei schwer Verwundeten zu verbinden, zögerte sie anfangs. Als sie aber eintrat, entblößten all diese rohen Gesellen ihre Köpfe und machen ihr ehrerbietig Platz. Ja sie trieb nächtens eine Rauferei, die blutig zu werden drohte, auf freier Straße auseinander, indem sie sich zwischen die Kämpfenden warf.

Im einzelnen erzielte sie auch dauernden Erfolg. Mancher Trunkenbold wurde seinem Laster entrissen, manche Ehe gebessert und geheiligt, mancher auf einen andern Weg gebracht, ja dem Christentum gewonnen. Doch suchte sie das ihren Kranken nie aufzudrängen. Andre religiöse Ueberzeugung ehrte und schonte sie, und sogenannte „Atheisten“ suchte sie nie mit Worten zu „bekehren,“ trachtete nur danach, ihnen das Christentum durch ihren Wandel lieb zu machen. Ihr Gutesthun war unerschöpflich. Für sich bedurfte sie wenig. Aber wie viele, die kein ordentliches Kleidungsstück besessen hatten, entließ sie anständig gekleidet; wie viele Genesende schickte sie auf ihre Kosten an die See und sorgte auch weiter für ihr Fortkommen; ja Verbrechern bot sie bis in das Gefängnis hinein und heraus die rettende Hand ihrer Liebe. Den Droschkenkutschern veranstaltete sie Festessen und Weihnachtsbescherungen. Den soweit Genesenen bereitete sie gern einen Festtag draußen auf dem Lande oder an der See, und ihre eigene Fröhlichkeit wußte jeden Einzelnen dabei besonders zu beleben und zu erfreuen.

Der Neubau eines größern Hospitals wurde notwendig.

Ehe es vollendet war, mußten sie ein interimistisches Haus beziehen, das hart an der Eisenbahn lag; der Lärm der vorüberfahrenden Züge war vielen Kranken eine Marter. Aber in kurzer Zeit vermied es jeder der Zugführer, in der Gegend des Spitals Dampf auszulassen oder zu bremsen.

9

Dies einstweilige Haus mit seinen hohen, steilen Treppen und kleinen Räumen brachte der Unbequemlichkeiten viele mit sich.

Während des Winters 1876—77 spürte sie zuerst Beschwerden beim Heben und Tragen der Kranken. Als sich örtliche Schmerzen einstellten, fragte sie einen Arzt, und der konnte ihr nicht verhehlen, daß ein schweres Leiden bei ihr im Anzuge sei. Einer Operation wollte sie sich jedoch nicht unterziehen. Sie verdoppelte nur ihre Arbeit und Liebesthätigkeit auf allen Gebieten: „weil die Nacht kommt, da niemand wirken kann." Sie verkürzte jetzt ihre Schlafenszeit und benutzte nachts einen ihr von Arbeitern geschenkten kleinen Ponywagen, um Kranke in entlegenen Gegenden zu besuchen und ihre Mission unter den gefallenen Mädchen zu treiben. Sie hoffte noch einige Jahre leben und wirken zu können, ehe das Uebel sie darniederwürfe.

Doch obwohl sie blühend aussah, bedurfte sie im Sommer 1878 zuerst einer Erholung und fand sie an der See bei einer Schwester und deren Töchtern. Sie lehrte diese schwimmen; ja ihre Lebensgeister erwachten hier noch einmal zu solchem Uebermut, daß sie die jungen Mädchen neckend unter das Wasser zog. Sie war bei allem Ernst doch so wenig weltentfremdet, daß sie mit Lebhaftigkeit sich für die Einzelheiten der Aussteuer und des Brautkleides einer ihrer Nichten interessirte. Nur durfte niemand etwas ahnen von ihrem unheilbaren Leiden. Der Arzt hatte ihr Schweigen gelobt, nur so konnte sie sich auf die Zukunft rüsten.

„Sie führte ein zwiefaches Leben, eins untrennbar mit dem andern verschmolzen. Nach außen ein Leben harter, rastloser, oft übernatürlicher Arbeit, innerlich in beständiger Gemeinschaft mit der unsichtbaren Welt, deren Vorhandensein sie in einem seltnen Grade realisirte. Gebet, Glaube und Liebe wurden bei ihr getragen, gesund und natürlich erhalten durch äußere Arbeit. . . . Aber ihr selbst schien beim Rückblick auf ihr vergangenes Leben so vieles ungethan, als, wie sie später sagte, der Befehl an sie erging: Du sollst sterben und nicht leben —, so manche Gelegenheit versäumt, so viel Zeit unausgekauft, daß sie der vollen Energie von Leib und Seele bedurfte, um jeden ferneren Moment auszunützen. . . ."

So, mit der Gewißheit des Todes im Herzen, besucht sie noch die Pariser Ausstellung, um die verbesserten chirurgischen Instrumente für ihr Hospital in Augenschein zu nehmen. Aber sie freut sich auch an allem Schönen und Sehenswürdigen, das ihr sonst hier entgegentritt. Sie hört darnach in London bei einem berühmten Professor noch einen Kursus über Behandlung der Wunden, die sie als Verbesserung in Walsall einzuführen gedenkt. Auch besucht sie die großen Spitäler.

Aber ihre Krankheit nimmt plötzlich eine schnelle Entwicklung zum Schlimmen. Ein heftiger Husten stellt sich ein, und elend und gebrochen gelangt sie bis Birmingham, von wo sie endlich nach Walsall gebracht werden kann, in ein eignes, für sie gemietetes Quartier. Wie mit Sturmeseile verbreitet sich die Nachricht, Schwester Dora habe die Schwindsucht. Aber sie kann nicht sterben, das ist nicht möglich, sagen die Leute. Ihr kleines Haus ist nun ständig umlagert von Nachfragenden; aber jedem wird dieselbe Antwort: Keine Hoffnung mehr! Niemand außer dem Arzt wußte um die Art des tötlichen Uebels. Beinahe bis zuletzt verband sie sich selbst, und erst als die Kräfte schwanden, wurde ihre langjährige Dienerin eingeweiht in das Geheimnis, daß sie den Krebs habe. Schon als die Krankheit bei ihr im Entstehen war, hatte sie drei Krebskranke zu verbinden gehabt und die verschiedenen Stadien ihres eignen grausigen Leidens voraus gesehn!

Man hat ihr aus dem Verheimlichen ihres Leidens später Vorwürfe gemacht und ihr Hochmut und Mangel an christlicher Demut vorgeworfen.

Es war das denkbar Härteste, was ihr zustoßen konnte. Anfangs noch im Vollgefühl auch des physischen Lebens, gewohnt, der Halt, die Stütze, der Freudenbringer aller zu sein, soll sie mit einemmal Mitleid bedürfen? Alles, was ihr das Leben wert macht, bäumt sich auf dagegen: nur keine teilnehmenden Blicke, keine neugierigen Fragen, kein Todesgeläut von menschlichen Lippen. Hier war eine der Krisen des Menschenlebens, die nur überstanden werden durch völliges Schweigen nach außen. Den wunden Punkt aufrühren, heißt der Wunde die Heilung verwehren; es hätte ihr in diesem Falle unmöglich gemacht, Ergebung in Gottes Willen zu finden, nach der sie vor ihm allein rang. — Körperlich litt sie furchtbar. Sie hoffte auf baldige Erlösung, aber ihre Qualen zogen sich länger hin, als der Arzt gemeint hatte. In ihren guten Stunden empfing sie meist Besuch und mochte ungern jemanden abweisen. Es kam da wohl ihre alte Heiterkeit zum Durchbruch, und sie konnte so lachen und scherzen, daß sie einmal in dem Aufschwung ihres Humors sagte: „Wer mich so hört, würde doch nicht glauben, daß ich auf meinem Sterbebette liege!" Ihr Aussehen täuschte die meisten über die Nähe der Gefahr.

Der Eröffnung des neuen, nach ihren Anordnungen erbauten Hospitals sollte sie nicht mehr beiwohnen. Sie erlebte es nur noch, daß eine in gewisser Weise ihr ebenbürtige Dame, eine ausgebildete Krankenpflegerin, die Leitung übernahm, und konnte in dieser Hinsicht ruhig scheiden. Sie fürchtete, daß ihr noch schwere innere Anfechtungen bevorstünden, aber es wurde ihr zu teil, daß sich alle Angst auch vor dem letzten physischen Kampf legte und sie ruhig dem Tode entgegen sah. Als ihre Stunde gekommen war, rief sie aus: „Ich sehe Ihn — die Thore sind weit aufgethan!" Dann aber bat sie alle anwesenden Freunde, aus dem Zimmer zu gehen. „Allein habe ich gelebt, allein will ich auch sterben." Ruhig und schmerzlos ist sie darnach eingeschlafen. Es war der 24. Dezember 1878.

10

„Sonnabend den 28. Dezember um zwei Uhr nachmittags begleitete ein seltsam zusammengewürfelter Zug in Prozession die irdischen Ueberreste von Schwester Dora zu ihrer letzten Ruhestätte. Ihr Bruder, ihr Testamentsvollstrecker, Abgeordnete aus sämtlichen Kirchenchören der Stadt, die Aerzte, die Geistlichkeit der Kirche und aller Dissentergemeinschaften, nicht nur aus Walsall, sondern den umliegenden Kreisen, zwei ihr befreundete Bischöfe, der Hospitalvorstand, Bürgermeister und Magistrat, Vorsteher der gelehrten und Armenschulen, der Jünglingsverein, alle folgten zu Fuß, durch halbgeschmolznen Schnee unter herniederrieselndem Regen. Aber dies war nur der kleinste Teil des Zuges. Er wurde vervollständigt durch — buchstäblich genommen — Hunderte von einstigen Patienten. Einige kamen hervor aus den Hospitalwiesen, wo sie gewartet hatten, andre schlossen sich dem Zuge auf der Straße an, bis es zuletzt schien, als bewege sich die ganze Bevölkerung von Walsall nach dem Weichbilde der Stadt zu. Kaum ein Haus auf dem ganzen Wege nach dem Kirchhof, das nicht die Läden hernieder gelassen hatte; die rohen Fuhrleute der Karren und Wagen hielten an, um die schweigende Menge vorüber zu lassen, zogen die Hüte ab und blickten unter heißen Thränen dem Sarge nach. Lange vor der angesetzten Zeit hatte sich eine dichte Menge, die von Stunde zu Stunde wuchs, ruhig auf dem freien Platze gegenüber vom Hospital versammelt. Sobald der Zug hier vorüber war, eilte sie über das Eisenbahngeleise und stellte sich am Eingang des Kirchhofs auf, um dort zwei Stunden lang geduldig zu warten. . . . Endlich bewegte sich der Sarg heran, so umringt von den weißen Soutanen der Geistlichkeit und Chorknaben, daß er kaum sichtbar wurde. Mit den Klängen ihres Lieblingschorals vermischte sich das gedämpfte Geräusch der nahenden großen Menschenmenge. Ein kurzer Kampf mit der Polizei endete mit dem völligen Siege des Volkes. Es strömte in den Kirchhof, es drängte sich um den unverhüllten Sarg und starrte auf die einfachen Worte: »Schwester Dora — eingegangen zur Ruhe am 24. Dezember 1878.« Hunderte von Armen, Geächteten, Lahmen und Blinden waren darunter; elende, zerlumpte Weiber, halbverhungerte Kinder mit dem Ausdruck wahren Schmerzes im Antlitz. Sie hatten lange Strecken

zurückgelegt, um der besten Freundin, die sie je besessen, Lebewohl zu sagen. . . . .“

„Es ist auffallend, daß die Mitglieder der arbeitenden Klasse am meisten wünschen, statt andrer Denkmäler ihre Statue zu errichten. Im Andenken an das, was ihr Leben unter ihnen gewesen, stimmen sie alle ein in das Wort eines Eisenbahnbeamten, der befragt, warum er für eine Statue stimme, antwortete: »Niemand weiß freilich besser als ich, daß wir sie nicht vergessen werden; das hat keine Gefahr. Aber ich möchte, daß sie da stünde, damit wir sie Fremden zeigen könnten, und antworten: Wer das ist? nun, das ist unsre Schwester Dora.«“

Wir schließen mit den Erinnerungsworten eines Nonkonformistengeistlichen an Schwester Dora:

„Wir halten ihr Gedächtnis hoch, nicht nur als eines großen und erfolgreichen Arbeiters in der Sache der leidenden Menschheit, sondern vornehmlich, weil uns in ihr ein großartigerer Charakter vor Augen getreten ist, als wir je gesehn oder in unsern Tagen nur für möglich gehalten hätten, denn zugegeben, daß sie für ihren Beruf besonders ausgerüstet war, haben wir doch alle herausgefühlt, wie umfassend ihre Natur nach jeder Seite hin veranlagt war, sodaß man unmöglich sagen kann, wie groß sie sich auf andern Gebieten erwiesen hätte.

Sollten wir einmal an der Menschheit verzweifeln, dann wollen wir ihrer gedenken. Sollte unser Glaube in dunkeln Stunden erschüttert werden, wird ihr Bild uns stärken. Sollte man uns in verworrenen Lebenslagen die Religion als Krankheitserscheinung bezeichnen, dann weisen wir auf sie, die zu jeder Zeit eine nicht leicht zu fassende Lebensfreudigkeit ausströmte.“

C B

Gemeinde und Beruf

Zur Klärung der kirchlichen Aufgabe gegenüber den sozialen Nöten

In der Pfingstwoche wird in Berlin ein Evangelisch-sozialer Kongreß tagen. Möchte er Welt und Kirche den Dienst thun, daß er deutlich für jedermann und nachdrücklich zur Aussprache bringt, was der evangelische Christenglaube zu der modernen Krisis unsers Volks- und Wirtschaftslebens zu sagen hat.

Bereits auf den 24. d. M. hat der Zentralausschuß für die innere Mission ebenfalls nach Berlin seine Mitglieder und Vertrauensmänner zu einer vertraulichen Besprechung darüber einberufen, inwieweit die innere Mission als solche der veränderten Zeitlage gerecht werden müsse. Uns will scheinen, die innere Mission könne nichts Besseres thun, als ihre Arbeit treu und bescheiden weiter zu treiben, doch so, daß sie ernstlicher als je sich ihrer vorbereitenden, dienenden Bestimmung bewußt und auf den innigsten Anschluß an die organisirte Kirchgemeinde bedacht bleibt.

Denn darüber wird unter allen urteilsfähigen Evangelischen, gleichviel wie sie sonst sozialpolitisch auseinandergehen mögen, Einverständnis vorhanden oder doch zu erzielen sein, daß die kirchliche Mithilfe an der sozialen Aufgabe in ihrem innern und äußern Erfolge davon abhängt, ob es gelingt, lebendige Einzelgemeinden zu schaffen. v. Soden hat die Bildung solcher Gemeinden als den Ausgangspunkt aller ersprießlichen kirchlichen Thätigkeit neuerdings ebenso ernst wie mild, ebenso zuversichtlich wie besonnen für das Schmerzenskind unsrer deutschen evangelischen Kirche, für die Reichshauptstadt, gefordert*). Er hat damit Bahnen gewiesen, die vor andern Uhlhorn und Sulze schon länger empfohlen haben, die auch in einigen Großstädten, so unter Mitwirkung der beiden eben Genannten in Hannover und Dresden-Chemnitz, bereits mit einsichtiger Thatkraft beschritten worden sind. Es läßt sich hoffen, daß die ungemeine Vernünftigkeit dieses Reformprogramms unter dem Drucke der jetzigen Nöte sich bei allen Instanzen, vom schlichten Gemeindegliede bis zu den obersten Staatsbehörden, siegreich durchsetzen wird.

Eine Sorge, ein Bedenken nur will mich nicht verlassen, so oft ich den Ruf nach kleinen organisirten Gemeinden höre.

*) „Und was thut die evangelische Kirche?“ Erwogen angesichts der Reichstagswahlen zumal in unsern Großstädten von Prediger Lic. Frh. v. Soden. Berlin, Georg Nauck. 80 Pfge. Vgl. die Besprechung in voriger Nummer.

In den Großstädten wird man Gemeinden gründen und hofft so das Uebel der Entkirchlichung und Entsittlichung unsers Volkes an der Wurzel zu treffen: auf dem Lande aber und in den kleineren Städten haben wir ungezählte Gemeinden, zum Teil so klein, wie man sie nur denken mag, und so wohl „organisirt,“ als es nur möglich scheint — leistet denn da die Gemeinde das, was ihre Befürworter in den Großstädten von ihr hoffen?

Sie leistet es — und leistet es nicht. Wenn sie es aber im großen und ganzen, wie ich mit Schmerz eben als Landpfarrer bekennen möchte, nicht leistet, so liegt das mit daran, daß die Gemeinde zwar vieles hat: Kirche und Schule, Predigt und Sakramente, Pastor, Kirchenvorstand und Kirchensteuer, aber eins nicht hat: das Gefühl der Zusammengehörigkeit, den Begriff davon, daß sie eine Gemeinde ist.

Nun soll man in den Großstädten sich nicht dadurch scheu machen lassen, Gemeinden zu gründen, wenn die Gemeinden draußen den Beweis des Geistes und der Kraft schuldig bleiben. Indem man in den Städten Gemeinden ins Dasein ruft, wird das nicht angehen, ohne daß man ihre Glieder sich als Gemeindeglieder fühlen lehrt. Ja, nur mit Hilfe solcher bewußten Gemeindeglieder und indem man dies Bewußtsein in immer wachsenden Scharen weckt, wird man die Gemeinden aufbauen. Das Werk der äußern Organisation wird das beste Erziehungsmittel zum Gemeinschaftsgefühl sein, und umgekehrt, das Bedürfnis und Verlangen nach Gemeinschaft wird die beste Organisation schaffen.

Auf dem Lande aber, wo die richtig bezirkten und mit Amt und Vertretung ausreichend versorgten Gemeinden schon vorhanden sind, wird alles darauf ankommen, den Gedanken der Gemeinde, der Gemeinschaft endlich zu wecken oder neu zu beleben. Das zu thun ist in erster Linie die Predigt berufen, dazu der gemeinsame Gottesdienst als solcher, vorzüglich die Abendmahlsfeier, die, wo nötig, als Gemeindefeier neu zu gestalten ist, aber auch Gemeindeversammlungen außer der Kirche, Familienabende, wo eben die Gemeinde als Familie sich vereinigt, u. a. m.*) Vielleicht werden die Großstädte eher ihre organisirten Gemeinden haben, als der Gedanke der Gemeinde, das Gemeindebewußtsein die ländlichen Gemeinden wieder trägt und beseelt.

Und doch ist dieser Gedanke ein eigens evangelischer und altchristlicher. Daß er auch den kirchlichen Leuten unter uns so abhanden gekommen ist, muß als eine schwere Versäumnis der Kirche und zumal der Prediger in der Kirche bekannt werden.

Ein andrer Gedanke, ebenfalls altevangelisch, altlutherisch, ist auch bestimmt, inmitten der modernen Not seine rettende, erlösende, segnende Kraft zu bewähren. Es ist die Erkenntnis der rechten Bedeutung des irdischen Berufs. Gemeinde und Beruf, das sind Korrelatbegriffe. Die Gemeinde schließt die Einzelnen, die ihren besondern Beruf haben, zu einem harmonischen Ganzen zusammen, und der Einzelne dient in der Ausübung seines besondern Berufes der Gemeinde. Sehr klar und eindringlich hat neuerdings die christliche Lehre vom Beruf wieder

*) Ich habe an anderm Orte davon ausführlicher geredet. Vgl. Monatsschrift für innere Mission 1889, Maiheft: Zur Durchführung der inneren Mission auf dem Lande. S. 316f.: „Heranziehung der Laien zu kirchlicher Mitthätigkeit . . . . thut uns not. Und weiter: daß unsre Kirchgemeinden auch im Leben außer der Kirche, d. i. außer dem Kirchenhause von Stein, sich als Gemeinden fühlen. Da sitzen sie des Sonntags beisammen in den Kirchbänken, bunt durcheinander und eng genug, zumal an den Festtagen, daß es für den Prediger eine Freude ist. Da treten sie miteinander zum Tisch des Herrn, ohne Unterschied reich und arm, vornehm und gering, alt und jung: dankbar möchte man die starke Sitte loben und ihres Segens sich getrösten. Aber die ein Gotteswort gehört, ein Lied gesungen, ein Brot genossen und aus einem Kelche getrunken haben — draußen vor der Kirchthür fahren sie auseinander. Da geht jeder für sich seines Wegs, und wo etliche sich mit Freunden oder gar zu öffentlichen Vereinen zusammenfinden, da ist nur neuer Zerfahrenheit und Zerklüftung der Weg bereitet. Trotz aller Predigt von der christlichen Bruderliebe lebt diese naturgemäße Wirkung des Christenglaubens kaum als ernste Gewissensforderung in den Leuten; oder wo doch einigermaßen, da finden sie von dem Ideal, das ihnen der Prediger auf der Kanzel vorhält, keine Brücke hinüber ins alltägliche Getriebe.“ — S. 322: „Die lebendige Einzelgemeinde ist die Hoffnung der kirchlichen Zukunft in Stadt und Land.“

Uhlhorn vorgetragen in einer kleinen, anspruchslosen Schrift, die unsern Lesern nicht genug empfohlen werden kann.*) Sie zu empfehlen war denn auch der eigentliche Anlaß dieser Zeilen. Es sind einfache Sätze, die ich hier ausschreibe, aber sie sind im ausgezeichneten Sinne die soziale Weisheit unsrer Kirche. Wirklich verstanden und angeeignet sind sie eine wunderbare Arznei für ein gut Teil unsrer sozialen Uebel und Schäden:

Der himmlische Beruf und der irdische Beruf liegen nicht auseinander, sondern ineinander. Wie das Reich Gottes das höchste Gut ist, weil es alle andern sittlichen Güter in sich begreift, so schließt auch der himmlische Beruf, der Beruf zum Gottesreich, den irdischen Beruf ein. Wir können unsern himmlischen Beruf nur erfüllen, indem wir in der Erfüllung des irdischen Berufes treu sind, und wir können unsern irdischen Beruf nur recht erfüllen als solche, die darin Gott dienen, fürs Gottesreich arbeiten.

Das sollte niemandem neu sein, ists aber so vielen. Und die Hauptsache ist die Ausführung im Denken wie im Leben.

Wenn es der Kirche gelänge, die Gedanken der Gemeinde und des Berufs in ihrem Bereich, in den Herzen der ihr Zugethanen lebendig und kräftig zu machen, würde niemand mehr den Mut haben zu fragen: Und was thut die evangelische Kirche? Sie würde inmitten der sozialen Krisis ein Werk der Bewahrung und Rettung thun, das niemand so thun kann wie sie und überhaupt niemand thun kann außer ihr. Und indem sie das thäte, würde sie die Norm nicht überschreiten, die derselbe Uhlhorn in seiner frühern klassischen Schrift aufgestellt hat:

Es bedarf keiner neuen Mittel; unsre Kirche hat auch der sozialen Frage gegenüber nichts anderes zu thun als das Evangelium zu predigen, die im Evangelium liegenden, durch die Reformation uns erschlossenen sittlichen Kräfte wirksam zu machen und damit unserm Volke eben die Kräfte darzureichen, deren es zur Lösung der sozialen Frage bedarf. (Katholizismus und Protestantismus gegenüber der sozialen Frage. Göttingen 1887. S. 58 f.)

Ja, das Evangelium. Das allein wird es thun. Aber das Evangelium lauter und rein. Ohne menschliche Zuthaten, seis einer hundertjährigen Ueberlieferung, seis neuzeitlicher Weisheit. R

Ein Wort über Dienstboten und Dienstbotenheiraten

Von einer Leserin

Wir hören und lesen so viel von den Gefahren, die in den großen Städten auf die von der Familie losgelöste, ihren Erwerb suchende Jugend warten, brauchen auch nur die Augen aufzumachen, um es zu sehen; lesen und hören auch von allem, was zum Schutze gethan wird, wie viel noch fehlt, wie oft es fehlschlägt; oft kommt uns diese Erfahrung auch recht greifbar nahe. Hat man erst eigne heranwachsende Söhne und Töchter, und es wächst die Sorge um sie, wenn sie nun auch ins Leben hinauswollen, mit, so muß doch von selbst der Gedanke kommen: ob sich ihnen da draußen wohl freundliche Thüren und Herzen aufthun werden, um ihnen zu helfen, oft ohne daß sie es selbst merken, gegen alle Gefahren. Wenn wir unsre Töchter wohlgeborgen im Arm der Liebe und guten Sitte im Elternhause behalten, zu gegenseitiger Freude und Hilfe, muß da nicht auch der Gedanke kommen an die vielen, die hinaus ohne müssen andern Schutz als ihr Gewissen und, wenn sie so glücklich sind, es noch zu besitzen, die Erinnerung an das Elternhaus und die Erwartungen und Hoffnungen, die man dort auf sie setzt; muß der Gedanke an die sorgenden Mutterherzen, die ihre Kinder hergeben müssen, nicht in uns das Gefühl der Pflicht immer lebendiger werden lassen, da auch an unserm schwachen Teile mit schützen und stützen zu helfen? Wir können es, können es, ohne aus unserm Lebens- und Gewohnheitskreise heraus zu müssen; und es wird uns und den Unsern dies auch wieder selbst zum Segen.

Vor fünfundzwanzig Jahren in der kleinen Stadt war es Sitte, daß das Küchen- oder Hausmädchen alle vierzehn Tage ihren Sonntag zum Kirchgehen, alle vierzehn Tage den Nachmittag zum Ausgehen hatte; sie ging dann um 3 Uhr, da früh gegessen wurde, und war um 9 bis ½10 Uhr wieder da, wenn

*) Der irdische Beruf des Christen. Vortrag, am 5. Febr. 1890 im Evangelischen Verein zu Hannover gehalten von Gerhard Uhlhorn, D. th., Abt zu Lokkum. Hannover, Heinr. Feesche. 18 S. 25 Pfge.

sie sich nicht besondere Erlaubnis geholt hatte, einmal ins Theater oder zum Tanze zu gehn. Wer ein gutes Mädchen hatte und selbst etwas darauf hielt, bekümmerte sich dann darum, mit wem sie hingehe und wie sie wieder nach Hause komme, wenns spät wurde. Man bekümmerte sich auch auf Wunsch der Mädchen darum, wenn sie sich ein neues Stück Wäsche, ein Kleid kauften. Man wußte auch, ob ein Mädchen einen Schatz und Aussichten zu heiraten hatte, kannte auch oft die Mutter, wußte, aus welcher Art Familie es war, wonach man sich schon beim Mieten erkundigte. Es mag dies vielleicht infolge des wachsenden gegenseitigen Mißtrauens jetzt auch anders sein. In der großen Stadt mietet man jetzt die Mädchen, die meistens von außerhalb kommen, dem angenehmen Aussehen nach und ist froh und zufrieden, wenn es noch möglich, sich bei der vorhergehenden Herrschaft erkundigen zu können, ob das, was im Büchelchen steht, richtig ist, warum sie nach einem halben Jahre schon gegangen sei, oder, was mancher schon viel findet, ein ganzes Jahr ausgehalten habe, ohne sich „verändern" zu wollen. Da stehen dann in manchen Büchelchen immer einmal Monate, wo das Mädchen keinen Dienst gehabt hat, zu Hause gewesen ist: der Grund ist gewöhnlich derselbe, und glücklich diejenige, die hat zu Hause sein können und dürfen!

Sind wir nicht zum großen und größten Teile mit daran schuld, wenn ein junges Ding, das auf sich selbst angewiesen und allen Versuchungen ohne Schutz ausgesetzt ist, zu Falle kommt? Nach der Arbeit der Woche hat es das berechtigte Bedürfnis,*) auch einmal etwas andres zu sehen, zu hören, zu genießen mit Gleichaltrigen; es kann aber nicht gut ohne irgend welche Begleitung in Konzerte, Kaffeegärten u. s. w. gehen; kümmern wir uns darum, wer die Begleiter sind? Es hat auch einen Schutz nötig, wenn es des Abends zum Nachhausegehen spät wird; sorgen wir dafür, daß es früh genug nachmittags fort kann, um bei den weiten Entfernungen doch etwas mit genießen zu können, ohne so sehr spät nach Hause zu kommen? Es hat auch, wenn es älter wird, das Bedürfnis, ein Verhältnis zu knüpfen, wodurch es ein eignes Heim gründen kann; sorgen wir denn dafür, daß es dabei nicht in falsche Hände gerate, und geben ihm auch nur ein Hundertstel des Schutzes und Haltes, den das Alter der unerfahrnen Jugend in diesen Fragen auf so gefährlichem Boden schuldig ist? Es heißt gewöhnlich oder doch oft beim Mieten: „Einen Bräutigam dulde ich nicht." Der Grund dafür sind die engen Mietswohnungen, die unkontrolirbaren Hintertreppen, man kann keinen fremden Mann in die Wohnung lassen u. s. w. Haben wir uns schon jemals ganz klar gemacht, was das heißt? welch unerhörte Anforderung dieses Verbot an die Wahrhaftigkeit, moralische Kraft und Vorurteilslosigkeit eines solchen wirklich ordentlichen und zuverlässigen jungen Wesens stellt? Taugt das Mädchen nichts, so wird es zu allem Ja sagen und wohl Wege und Mittel wissen, den Bräutigam oder Schatz in und außer dem Hause zu sehen, so oft wie möglich; und wo bleibt dann die Sicherheit gegen fremde Elemente im Hause, wenn das Mädchen, sowie die Gewißheit da ist, daß es ungestört sein kann, entweder die Wohnung allein läßt und auf dem Hofe oder der Straße sich verweilt oder ein Ungekannter ungesehen hinter der Thür steht? Einem ordentlichen Mädchen aber nimmt man jede erlaubte Gelegenheit, außer aller vierzehn Tage bis drei Wochen den Mann, mit dem es doch so gut wie wir sich für gute und schlimme Tage verbinden will, kennen zu lernen! Wie bitter muß es machen, wenn dann z. B. ein Brautpaar in der Familie selbst ist!

„Wenn Sie einen Bräutigam haben, dem es ernst ist, so sagen Sie es nur frei heraus, und wenn er das erstemal herkommt, um Sie zu sprechen, so stellen Sie ihn mir vor; er kann an den Sonntagen, wo Sie nicht ausgehen, nachmittags bis ½10 Uhr hierher kommen; aber das Stehen vor den Thüren leide ich nicht, auch keine Mädchen, die nur einen Schatz zum Ausgehen haben wollen." Das ist jetzt das, was ich beim Mieten den Mädchen sage. Ich habe seitdem immer ordentliche

*) Die Wohnungen und Küchen sind teilweise so eng, daß auch kein behagliches Fleckchen da ist, wo es einmal die Sonntagsruhe für sich genießen könnte.

Mädchen gehabt — sie blieben drei bis sechs Jahre —, die sich meistens von hier aus an ordentliche Männer verheiratet haben und jetzt noch gern bei uns ein- und ausgehen.

Zu wissen, daß die Frau sich darum kümmert, mit wem sie verkehrt und ihr auch wider den Versucher Schutz angedeihen lassen würde, giebt dem Mädchen eine erhöhte Selbstachtung, die sie vor vielem bewahrt, giebt auch dem Manne, falls seine Absichten nicht ganz rein sind, das Gefühl, kontrolirt zu werden, und daß das Mädchen nicht schutzlos ist.

In engen Wohnungen will ich wohl zugeben, daß es nicht gut geht, noch derartigen Besuch in der Küche oder Mädchenstube zuzulassen, obwohl, wenn der Mann weiß, daß seine Anwesenheit erlaubt und gewußt ist, dies gewiß für ihn auch der beste Sporn sein wird, sich dem Vertrauen gemäß zu betragen; einer, der schlechte Absichten hat, entzieht sich schon von selbst der Gelegenheit, von der Hausfrau nach Namen und Stand gekannt zu werden. Aber das können wir alle doch wohl unsern ordentlichen Mädchen zum Schutze thun, daß wir den doch meist vorhandenen Schatz oder Bräutigam uns nennen und vorstellen lassen; daß das Mädchen ihn einmal erlaubterweise sprechen darf, wenn nicht anders vor der Hausthür; daß wir es wissen und sie auch, mit wem sie Sonntags ausgeht und wer sie nach Hause bringt, und an wen wir uns auch zu wenden haben, wenn doch dann etwas Trauriges vorkommen sollte?

Es liegt wirklich ein großer Schutz darin und hilft etwas, durch menschenfreundliches Verständnis und entgegenkommendes Interesse die Kluft zu überbrücken, die wir oft, ohne uns das klar zu machen, zwischen den Ständen aufrichten und erweitern helfen. Wir wollen in Gedanken an unsre eignen Kinder auch daran denken, daß auch um diese jungen Menschen ein Mutterherz sich sorgt und wohl Rechenschaft von uns fordern könnte.

Zum Schluß noch eins. Auch die Achtung der unerwachsenen und, was noch schwerer wiegt, der erwachsenen Kinder des Hauses vor dem Mädchen steigt in dem Grade, wie wir es in seinen menschlichen Beziehungen achten und schätzen.

Bücher und Schriften.

(Liebesarbeit des sächsischen Staates) Die bekannten Artikel von Pfarrer Friedrich Naumann über die Zukunft der innern Mission*) stellten auch den Satz auf, daß viele ihrer Arbeitsgebiete mit ihrer Entfaltung notwendig der Verstaatlichung anheimfallen würden: „Die innere Mission regt an und beginnt ein Liebeswerk. Ein mitleidsvolles Auge erkennt eine Not, kleinere Kreise arbeiten ihr entgegen; der Staat nimmt das Werk auf und giebt ihm erst den großen Umfang, in dem es allen dienen kann. Je mehr Notstände offenbar werden, umso mehr drängt das Bedürfnis hin auf erweiterte Liebesarbeit des Staates.“ Manchen war dieser Satz durchaus neu; sie wußten bisher nichts von solchem Entwicklungsgange. Doch giebt es fast in allen Staaten Armenhäuser, Rettungshäuser, Blindeninstitute und andre Anstalten, die aus dem Schoße der innern Mission hervor- und allmählich in staatliche Leitung übergegangen sind.

Die fortgeschrittenste und einheitlichste Organisation auf diesem Felde besitzt wohl das Königreich Sachsen Sie ruht auf streng christlicher Grundlage. Der Bruder des Obengenannten, Pastor Johannes Naumann, giebt in seiner Broschüre: Was thut der Staat für die Elendesten des Volkes? (Leipzig, Akademische Buchhandlung, 1890; Preis 50 Pfge.) ein Bild davon. Sachsens Liebesarbeit reicht bis in den Anfang dieses Jahrhunderts, bis in das Jahr 1822 zurück. Heute bestehen neun Staatsanstalten, die seit einiger Zeit reorganisirt und einheitlich zusammengeschlossen sind. Die Anstalten sind über das ganze Land zerstreut. Den Mittelpunkt bildet das ehemalige prunkvolle Jagdschloß August des Starken, Hubertusburg bei Oschatz, bekannt durch den Frieden von 1763. Dort sind untergebracht: 1580 geisteskranke Frauen und Mädchen, ferner die erwachsenen weiblichen Blöden und ein Teil der epileptischen Blöden. Die unheilbar geisteskranken Männer, etwa 800 an der Zahl, wohnen in Colditz an der Mulde, mit ihnen die männlichen erwachsenen Blöden. Die schwachsinnigen und blödsinnigen Kinder sind in besondre Anstalten verteilt: 249 Knaben in Großhennersdorf unweit Herrnhut, 149 Mädchen in Nossen. Ferner wohnen 400 Geisteskranke, von denen die Aerzte noch Heilung hoffen, auf dem Sonnenstein in Pirna an der Elbe. Die nicht blöden Epileptischen werden jetzt in die aufblühende Epileptischenkolonie Hochweitzschen bei Leisnig gesammelt, die, aus kleinen freundlichen Häuschen im Walde bestehend, den Bielefelder Anstalten nacheifert. Dazu kommt die Besserungsanstalt zu Bräunsdorf mit ihren 350 Zöglingen, die Blindenvorschule zu Moritzburg bei Dresden, welche blinde Kinder bis zum elften Jahre beherbergt, um sie dann in die bekannte königliche Blindenanstalt nach Dresden zur weitern Ausbildung zu geben. Seit

*) Vgl. Jahrgang 1888, Nr. 43. 45. 47.

dem Jahre 1888 ist endlich eine zehnte, eine Doppelanstalt hinzugetreten: zwei Pflegerhäuser, in denen für alle die genannten Anstalten Pfleger und Pflegerinnen aufs sorgfältigste ausgebildet werden, jene in Hochweitzschen, diese in Hubertusburg. Auch die Christliche Welt hat schon mehrfach einen Aufruf zum Eintritt in diesen Pflegerdienst gebracht.*) Es ist ein echter Samariterdienst im Geiste christlicher Liebe, der da unter dem Schutze und der umsichtigen Leitung des sächsischen Staates geübt wird.

P G

(Volkswohlschriften) erscheinen seit etwa anderthalb Jahren bei Duncker und Humblot, Leipzig. Wie die „Sozialkorrespondenz“ und das „Volkswohl“ von Professor Dr. V. Böhmert und Dr. W. Bode in Dresden herausgegeben, verfolgen sie die gleichen Ziele wie jene. Ohne ausgeprägt parteipolitischen oder parteireligiösen Charakter, erörtern sie wirtschaftliche und sittliche Fragen, die für das Wohl des Einzelnen und des ganzen Volkes von ernster Bedeutung sind. Die großen sozialen Probleme, die nur in Jahrzehnten zur Verwirklichung reifen, beschäftigen sie nicht unmittelbar in erster Linie. Sie wollen für die augenblickliche Not, die zum Himmel schreit, augenblickliche Linderung, so gut es geht. Sie wenden sich darum vor allem an die Einzelhilfe, Privathilfe, Selbsthilfe; ihr weisen sie Wege; sie rufen sie zum Handeln; und die Statistik ist ihre getreue Handhabe dabei.

Im ersten Hefte (40 Pfge.) eröffnet Professor Böhmert den Kampf gegen die Unsittlichkeit; es ist ursprünglich ein in Chemnitz mit großem Beifall gehaltener Vortrag, der in Sachsen die Anregung zu einer den Bestrebungen des Berliner Männerbundes zur Bekämpfung der Unsittlichkeit parallelen Bewegung gegeben hat, die heute noch im Zunehmen begriffen ist.

Das dritte Heft: Dr. Barnados Liebeswerke in London, stammt aus Dr. Bodes glücklicher Feder. Er schildert aus eignem Anschaun die großartige Rettungsarbeit des Londoner Arztes Barnardo, dieses englischen Wichern, der in nunmehr dreiundzwanzigjähriger Thätigkeit etwa 13000, sage dreizehntausend elternlose, verwahrloste Kinder vor wirtschaftlichem und sittlichem Verderben gerettet hat. Die kleinsten Babies nimmt dieser bewundernswerte Mann ebenso auf wie junge Prostituirte und verlotterte halbwüchsige Burschen. Anfangs völlig mittellos, leitet er jetzt 36 Anstalten in London, in der Provinz und in Kanada, wo bereits 4000 von ihm zu braven Menschen erzogene Burschen und Mädchen als Handwerker oder Dienstboten glücklich und versorgt leben. Daneben kämpft Barnardo mit Erfolg gegen die Trunksucht des niedern Londoner Volkes und treibt evangelische Mission, und das alles nur aus freiwilligen Beiträgen. Wir empfehlen dies reich illustrirte Heft besonders angelegentlich für Volksbibliotheken u. dergl. Es kostet 60 Pfge.

Die übrigen Hefte führen folgende Titel: Nr. 2: Kaiser Friedrich als Freund des Volkes. Mitteilungen von Pastor v. Bodelschwingh, G. v. Bunsen, Pastor Cronemeyer, Stadtsyndikus Eberty, Professor v. Gneist, Landgerichtsrat Krokisius, Dr. Schenk, Frau Schepeler-Lette und Reichstagsabgeordnetem Schrader, herausgegeben von Dr. V. Böhmert; zweiter Abdruck, 60 Pfge. — Nr. 4: Wie erhalten wir unsre Lungen gesund? von Dr. med. Meinert; 40 Pfge. — Nr. 5: Die Reform der Geselligkeit und der Wirtshäuser, von Dr. Böhmert; 40 Pfge. — Nr. 6: Modethorheiten, von Dr. Meinert. — Nr. 7: Der Branntwein in Fabriken, von Dr. Böhmert; neue Bearbeitung, 1 Mk. — In Partien bezogen sind die Hefte billiger.

P G

(Wir brauchen Mütter) Gedanken über Mädchenerziehung. Von Christine von Düring. Bremen, M. Heinsius Nachfolger, 1890.

Nach Anlage und Umfang bescheiden, wenn auch im Gegensatz dazu mit etwas zuviel rednerischem Pathos ausgestattet, vermag dies Büchlein angehenden Müttern gewiß manchen nützlichen Fingerzeig für die Erziehung ihrer Töchter zu bieten. Die Verfasserin ist sicherlich für den Erziehungsberuf begeistert, sie hat Erfahrung und ist belesen; hoffentlich erfüllt sich ihr Wunsch, sie werde hie und da eine Mutter veranlassen, daß sie ernster über die Erziehung ihrer Töchter nachdenke.

M L

Verschiednes

(„Robert Elsmere“ und „University Hall“ in London) In England wachsen sich Bücher rasch zu Thaten, zu Unternehmungen aus. Ein Roman von Besant war es, der den Anstoß zur Erbauung des bekannten Volkspalastes gab, und jetzt scheinen die Ideen des „Robert Elsmere“**) ihre praktische Verwirklichung finden zu sollen in der „University Hall“ zu London.

Unter dem siebenten März ließ die Verfasserin des „Robert Elsmere“ ein Rundschreiben ausgehen, von hervorragenden Namen unterzeichnet, z. B. J. Martineau, J. Drummond u. s. w. Hiernach soll eine Halle eingerichtet werden, um einen Sammelpunkt sowie erweiterte Mittel gemeinsamer religiöser Bethätigung zu gewinnen für diejenigen, „denen das Christentum sei es durch Erbe oder durch eigne Gedankenarbeit zu einem auf dem Glauben an Gott und auf dem begeisternden Andenken eines großen Lehrers beruhenden System praktischer Lebensführung geworden ist, statt eines auf einer einzigartigen Offenbarung beruhenden Dogmensystems. Gerade Leute dieses Standpunktes sind bisher noch nie in eine religiöse Organisation zusammengefaßt worden und haben oft bitter die Förderungsmittel religiösen Lebens vermißt, welche von den orthodoxen Körperschaften

*) Vgl. Nr. 2, Sp. 40, Nr. 11, Sp. 231 d. v. Jahrg.
**) Besprochen in der Christlichen Welt 1889, Nr. 14 ff.

ihren Mitgliedern so reichlich gewährt werden.“ Was da geplant wird, soll also eine Art Kirche sein „für alle diejenigen, denen es Herzensbedürfnis ist, den Glauben der Vergangenheit anzupassen dem Bedürfnis der Gegenwart, die ihr Leben zu führen wünschen im Glauben an und in der Furcht vor Gott und im Gedächtnis seiner edelsten Diener auf Erden, während sie zugleich der festen Ueberzeugung sind, daß Gott sich offenbart nicht im Wunder oder in spezieller Offenbarung, sondern im Gesetz und in der immer mehr sich erweiternden Erfahrung des Gewissens, nicht in der willkürlichen Auswahl von Individuen und Nationen als besondern Heilsorganen, sondern in der freien Selbstmitteilung Seiner selbst an alle Seine Kreaturen durch das Leben der Vernunft und des Geistes und unter niedern wie höhern Formen des Glaubens. Aber jede religiöse Ueberzeugung bedarf einer entsprechenden Bethätigung, sonst ist sie in Gefahr, zu verhungern und zu verschmachten. Die Menschen bedürfen der Hilfe ihrer Mitmenschen; sie müssen sich gegenseitig als Glieder fühlen, als Erben gemeinsamen Glaubens und gemeinsamer Hoffnung.“

Für die Zwecke der neuen Gemeinschaft ist nun der nördliche Flügel der alten University Hall in Gordon Square angekauft worden, und hier soll eine Brüderschaft, ein Kloster modernster Art eingerichtet werden. Das Institut, in unmittelbarer Nähe und Verbindung mit einer großen Bibliothek stehend, bietet Wohnräume für etwa fünfzehn reguläre Insassen, die in philosophischer und kritischer Behandlung biblischer wie allgemein religionsgeschichtlicher Fragen gründliche Studien gemacht haben und nun in Einzelvorträgen wie in zusammenhängendem Klassenunterricht thätig sind. Außerdem rechnet man auf Leute, die schon in einem bestimmten industriellen oder kaufmännischen Berufe sich befinden, die aber dankbar sind, hier Räume zu haben, wo sie, den Tag über ihr eignes Leben führend, doch am Feierabend und am Sonntag all ihr Denken und Streben den gemeinsamen Zielen der Halle widmen können. Versammlungen für Erwachsene, Sonntagsschulen für Kinder, innerhalb wie außerhalb der Halle, unmittelbare Liebesthätigkeit an dem Massenelende Londons — das sollen die Mittel sein, durch welche die University Hall wirkt, um das religiöse Leben zu erneuern, das soziale Gewissen der Menschheit zu schärfen.

Die religiösen Blätter Englands, soweit wir sie kennen, auch die am weitesten links stehenden, verhalten sich ablehnend. „Die Kirche für vage Christen“ nennt der „Spectator“ die neue Vereinigung und meint, es könne ja sicherlich auch von diesem Standpunkt aus manches geschehen für Linderung menschlichen Elends; aber mit ihrem Mißtrauen gegen jede spezielle Beziehung Gottes zu einzelnen Nationen und Individuen, mit ihrem Fremdthun gegen den Unsterblichkeitsglauben, mit ihrer Scheu vor allem Drängen auf Gottes Persönlichkeit und Intelligenz werde die neue „Kirche“ wenig Boden finden bei den Menschen, die unter dem Elende der Sünde seufzen, die suchend umhertasten nach dem ausgestreckten Arm, nach der mächtigen Hand eines heiligen und barmherzigen Erlösers.

C S

(Diakonissenstationen am Libanon) Kaiserswerth besitzt am Libanon vier Diakonissenstationen, nämlich ein Waisenhaus: Zoar, ein Pensionat und höhere Mädchenschule, ein Johanniterkrankenhaus — diese drei in Beirut —, endlich das Schwestern-Salem nebst arabischer Schule zu Areya, einem Gebirgsdörflein. Ueber diese Anstalten liegt der 15. Bericht vor (1. Juli 1887 bis 30. Juni 1889). Dieser klagt, daß das aus dem Jahre der Gründung des Waisenhauses (1860) übrig gebliebene Reservekapital gänzlich aufgezehrt sei, sodaß die 130 Pfleglinge mit acht Erzieherinnen seitdem ganz und gar auf den Ertrag von ihrer Hände Arbeit sowie auf den nicht sehr bedeutenden Ueberschuß des Pensionats angewiesen wären, wenn nicht die freie Liebe zu Hilfe käme. Nur für 17 von jenen 130 wird von Freunden ein Erziehungsgeld gezahlt (mit Freuden sehen wir, daß unter diesen Freunden auch Engländer und andre Nationalitäten vertreten sind). Neuerdings hat man mit Recht angefangen, von den Verwandten der aufzunehmenden Kinder auch ein Geringes zu fordern, wenn jene auch nicht gern daran wollen und oft wirklich höchstens die Fußbekleidung beschaffen können. — Die Rechnung der Anstalten schließt mit einer Mehrausgabe von 54177,06 Mark. Die anerkannte Bedeutung der Erziehung der weiblichen Jugend im Orient macht vielleicht willig zur Erleichterung dieser Schuld. Aber man wolle selbst den ganzen Bericht lesen, der auch zwei der Anstalten im Bilde vorführt: zu haben ist er in der Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth am Rhein. H

Quittung

Für die evangelische Erziehungsanstalt in Schadwalde bei Marienburg in Westpreußen: 6 Mark von N N, Striesen; 2 von K, Wollstein.

Für die evangelische Erziehungsanstalt in Godesberg am Rhein: 25 Mark von E M, Berlin; je 5 von L, Godesberg; N N, Zürich; G, Polzin; je 3 von F v K, Hannover und K, Iserlohn.

Für die evangelische Gemeinde Elversberg im Rheinlande: 10 Mk. von S W und P G, Dresden.

Für die evangelische Gemeinde Reichenstein in preußisch Schlesien: 10 Mark von P G, Dresden.

Für die evangelische Gemeinde Sofia in Bulgarien: je 10 Mark von H W, Gartz und F K, Lingen; 5 von S, Posen; 3 von K, Wollstein.

Für die deutsch-evangelische Gemeinde Tokyo in Japan: 5 Mark von P G, Dresden.

Für das deutsche Krankenhaus in Sansibar: 1 Mark von K, Wollstein.

Für das evangelisch-deutsche Hospital in Jerusalem: 31 Mk. 35 Pf. durch G B, Zwickau.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Heute schenkte uns Gott ein gesundes

Töchterchen.

Hubertusburg, 16. April 1890. **P. Johannes Naumann und Frau, geb. Schulze.**

Ein Cand. theol., seit einem Jahre Hauslehrer und Hilfsprediger in einem Pfarrhause auf dem Lande, **sucht** auf sogleich ähnliche Stellung als Hauslehrer oder Prädicant. Offerten erbeten sub **R. W. 26** postlagernd **Alvesse** bei Braunschweig.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Franz v. Baaders Gedanken über **Staat u. Gesellschaft, Revolution und Reform.** Herausg. v. **J. Claassen.** 1 M.	**A. Splittgerber:** **Die Sünde wider den heil. Geist,** die Verstockungssünde des Wiedergebornen. 1 M.
D. Herm. Cremer: **Das Wort vom Kreuze.** Ein Jahrgang Predigten. Erscheint i. 5 Heft. à 1 M., geb. 6 M.	**D. Herm. Cremer:** Die **Fortdauer der Geistesgaben** in der Kirche. 40 Pf.
D. G. Warneck: **Missionsstunden.** 2. Bd.: Die Mission in Bildern aus ihrer Geschichte. 1. Abt.: Afrika und die Südsee. 3. Auflage. 5 M., geb. 6 M.	**H. Römer:** **Die Indianer** und ihr Freund David Zeisberger. 1 M., geb. 1,50 M.

Kinderheilstätte in Westerland-Sylt.

Die in unmittelbarer Meeresnähe mit Berücksichtigung aller hygienischen Anforderungen **neugebaute Anstalt** wird in diesem Jahre **am 1. Juli** eröffnet. Für eine Kurperiode werden nur **20** Kinder aufgenommen. — Verpflegungsgebühr wöchentlich 20 Mk., alles inbegriffen. **Im Monat September auf Antrag halbe Freistellen event. ganz frei.** Anmeldungen nehmen entgegen: **Die leitende Schwester der Kinderheilstätte in Westerland, die Flensburger Diakonissenanstalt und der Vorsitzende der Verwaltung:** Seebade-Direktor Dr. **Pollacsek** in Westerland.

Einladung
zum
Evangelisch-sozialen Kongreß zu Berlin

in der Pfingstwoche Mittwoch und Donnerstag, den 28. und 29. Mai

im großen Saale des Stadtmissionshauses, Johannistisch 6 (dicht vor dem Hallischen Thore).

Dienstag, den 27. Mai, abends 8 Uhr: Vertrauliche Vorbesprechung.

Tages-Ordnung der öffentlichen Verhandlungen:

Mittwoch früh 9 Uhr: Die Kirchengemeinde in ihrer sozialen Bedeutung. Pfarrer Lic. Freiherr v. Soden. Die Frage der Streiks. Geh. Rath Professor Dr. A. Wagner.

Mittags 1 Uhr: Gemeinsames Mittagsmahl.

Nachmittags 3 Uhr: Die Arbeiterschutz-Gesetzgebung. Reichs- u. Landtags-Abgeordneter Dr. Kropatscheck. Die Arbeiterwohnungs-Frage. Pastor D. v. Bodelschwingh.

Abends 8 Uhr: Spezial-Konferenz der Vertreter und Freunde der deutschen evangelischen Arbeitervereine. Besprechung wichtiger und entscheidender Organisations-Fragen.

Donnerstag früh 9 Uhr: Die gemeinnützigen Bestrebungen auf dem Gebiete der Sozialpolitik. Dr. Stegemann-Remscheid. Die evangelischen Arbeitervereine, ihre Bedeutung und weitere Ausgestaltung. Pfarrer Lic. Weber. Unsere Stellung zur Sozialdemokratie. Hofprediger Stöcker.

Und was thut die evangelische Kirche?

Erwogen angesichts der Reichstagswahlen zumal in unsern Großstädten
von
Prediger Lic. Frhr. **v. Soden.**

Ueber den Inhalt dieser hochwichtigen Schrift wolle man die Besprechung in Nr. 16 dieses Blattes vergleichen.

Zusendung erfolgt franko gegen Einsendung von 90 Pfg. in Marken.

Berlin, Friedrichstraße 52/53. **Georg Nauck.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je eine litterarische Beilage von J. H. Schorer, Verlagsbuchhandlung in Berlin und Hermann Hurwitz & Co., Tachographen-Fabrik in Berlin